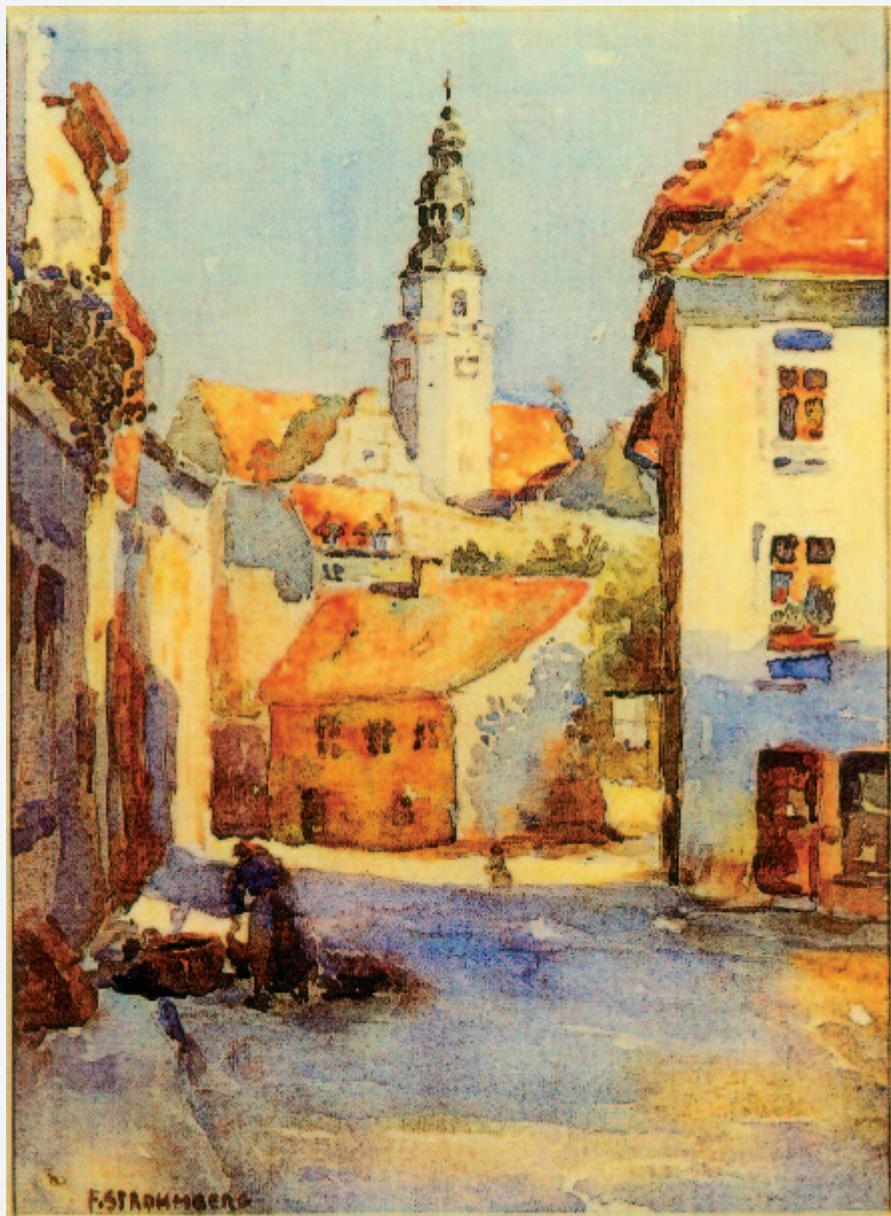


ALLENSTEINER HEIMATBRIEF





ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 239

2005

Inhalt

Vorwort	3
Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Gelsenkirchen	4
Vor 80 Jahren – Die Einweihung des Landestheaters „Der Treudank“	5
Der Treudank	10
Vor 60 Jahren in Allenstein	11
Sonnabend, der 20. Januar 1945	11
Wagen an Wagen	13
Vor der Flucht	15
Das Ende in Allenstein	16
8.5.1945: Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa	21
Die Malerin Frieda Strohmberg	22
Mondnacht	25
Das Musikleben Allensteins	26
Sommernacht auf der Krutinna	28
Erinnerung an die Sopranistin Elisabeth Rose	29
Der Allensteiner Professor Dr. Erich Trunz	32
Schillers Glockche	34
H.-J. Wischniewski, ein Allensteiner mit Profil	35
Die Ladung	37
Die bekennende Evangelische Kirchengemeinde in Allenstein 1933-1945	38
Der Sommer	42
Die Marjell mit dem Medizinball	43
Ein Bergmann fährt nach Allenstein	47
Der Pomuchelskopp	48
Der Sitz der Allensteiner Bezirksregierung	52
Schwieriger Fall	55

Berichte aus Allenstein	56
Gretel aus Ostpreußen und das Testament	56
Papst Johannes Paul II. wurde Ehrenbürger der Stadt Allenstein	60
St. Jakobus in Allenstein wurde Basilika Minor	62
Das jüdische Totenhaus in Allenstein	63
Leserbriefe	65
Aus unserer Stadtgemeinschaft	72
Programm 50. Jahrestreffen	72
Unsere Reise nach Ostpreußen und Allenstein	73
Aus unserer Allensteiner Familie	75
Wir gratulieren	75
Wir gedenken	78
Verschiedenes	80
Ostheim in Bad Pyrmont	80
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	81
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	82
Hinweise der Redaktion	83
Bücherecke	84
So mütterlich durch das Werk Agnes Miegels geführt...	84
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	87

Titelbild:	Blick auf das Neue Rathaus in Allenstein Aquarell von Frieda Strohmborg (etwa 1922)
Vordere Innenseite:	Der frühere „Russenerker“ Ecke Kleeberger Straße
Hintere Innenseite:	Erker an der Hindenburgstraße (Foto: Christel Becker)
Rückseite:	Die Türme von Rathaus und Herz-Jesu-Kirche



**Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,**

als vor 80 Jahren in Allenstein „Der Treudank“, das Landestheater für Südostpreußen, eingeweiht wurde, war dies ein bedeutsamer Tag für die Bevölkerung der Stadt und der Region. Der in dem südlichen der abgetrennten Teile Ostpreußens lebenden Bevölkerung wurde damit ermöglicht, unmittelbar am kulturellen Leben in Deutschland teilzuhaben. Nahezu 20 Jahre hat „Der Treudank“ diese Aufgabe erfüllt.

Vor 60 Jahren endete nicht nur das deutsche kulturelle Leben in Allenstein. Für viele von uns hieß es, Haus und Hof, Freunde und Bekannte zu verlassen und die Heimatstadt für eine ungewisse Zukunft aufzugeben. Wir haben für diesen Heimatbrief einige Beiträge ausgewählt, die uns diese Ereignisse, deren sich in diesen Tagen viele Allensteiner erinnern werden, nochmals sehr eindringlich vor Augen führen. Wir sollten sie vor allem an die weiterreichen, denen das persönliche Erleben erspart blieb. Es ist beeindruckend, dass es in dieser bedrohlichen Situation noch Menschen gab, die nicht zuerst an ihr eigenes Überleben dachten.

Die meisten von uns haben wieder ein Zuhause, neue Freunde und Bekannte gefunden. Die Stadtgemeinschaft ist vor 50 Jahren in Gelsenkirchen freundlich aufgenommen und dort heimisch geworden, und in diesem Jahr finden wir uns zum 50. Mal in unser ehemaligen Paten- und jetzt Partnerstadt zusammen.

Ich hoffe, dass viele von Ihnen im September den Weg nach Gelsenkirchen finden werden. Verabreden Sie sich mit Freunden und bringen Sie auch jüngere Familienangehörige mit, damit wir dieses Doppeljubiläum gebührend begehen können.

Bis dahin bin ich mit allen guten Wünschen

Ihr Gottfried Hufenbach



Zum 50. Mal feiern Sie Ihr traditionelles Jahrestreffen bei uns, zum 50. Mal freuen wir uns über Ihr Kommen. Das Treffen der Allensteiner setzt seit Jahrzehnten ein Zeichen der Treue zur alten Heimat. Gleichzeitig ist es ein Symbol für die große Zuneigung der Allensteiner zu Gelsenkirchen. Unsere Stadt darf sich als zweite Heimat der Allensteiner Gemeinschaft fühlen, die durch den Krieg und Vertreibung auseinandergerissen wurde.

Mit Ihrem Engagement stärken Sie das Band zwischen den heutigen und ehemaligen Allensteinern und leisten damit einen wichtigen Beitrag zur Verständigung zwischen Deutschen und Polen. Die Beziehungen zwischen den beiden Staaten sind wieder offener, der Austausch ist intensiver geworden.

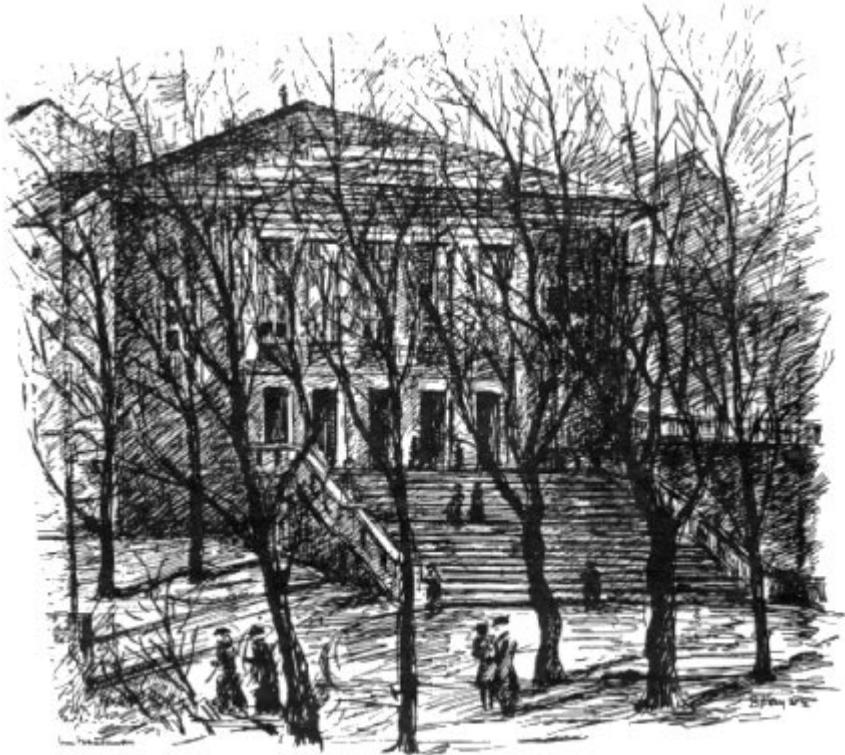
Offizielle Kontakte sind natürlich ein wichtiger Beitrag dazu, grundlegend aber sind Begegnungen zwischen Bürgerinnen und Bürgern, grundlegend ist das zwischenmenschliche Miteinander, in dem man sich auch ganz privat austauscht – sie legen das Fundament für ein freundschaftliches Miteinander der Nationen und sind der Grundstein für ein geeintes Europa.

Als Allensteiner, die eine gemeinsame Vergangenheit eint, werden Sie bei Ihrem Treffen sicherlich auch über vergangene Zeiten plaudern, Ihre Kultur pflegen und ganz einfach das Wiedersehen mit vertrauten Landsleuten genießen. Dabei wünsche ich Ihnen erfüllte Stunden.

Frank Baranowski
Oberbürgermeister

Vor 80 Jahren – Die Einweihung des Landestheaters „Der Treudank“

Von Paul Peters



Den Wendepunkt in der Geschichte des Allensteiner Theaters brachte die Volksabstimmung von 1920. Nach dem Bekenntnis der Bevölkerung Südostpreußens zu Deutschland am 11. Juli 1920 hatte Preußen (Innenminister Severing) zur kulturellen und wirtschaftlichen Förderung des ehemaligen Abstimmungsgebietes unter der Bezeichnung „Der Treudank“ eine mit erheblichen finanziellen Mitteln ausgestattete Stiftung ins Leben gerufen. Hieraus ei-

nen Betrag von etwa 1,5 Millionen Mark für den Bau eines Theatergebäudes zugesagt zu erhalten, ist der wohlwollenden Unterstützung dieses Planes durch den Allensteiner Regierungspräsidenten und der Aufgeschlossenheit der Berliner Stellen zu danken.

Die Menschen sollten lebendigen Kontakt mit dem deutschen Kulturleben in einem Landesteil haben, der nicht nur als Folge des Kriegsausganges mit dem übrigen Ostpreußen

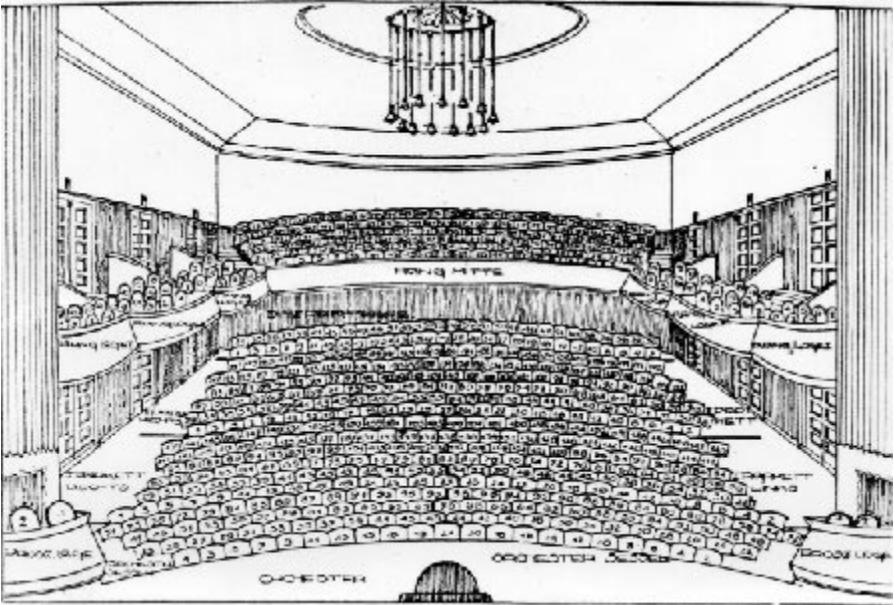
vom Reich getrennt worden, sondern auch in diesem insularen Teil Deutschlands gegenüber dem Norden der Provinz etwas zurückgeblieben war. Kurz, ohne Königsberg seine naturgegebene und historisch überkommene Vorrangstellung zu bestreiten, sollte Allenstein mit Blickrichtung auf das ehemalige Abstimmungsgebiet zu einem zweiten, wenn auch bescheideneren Zentrum des ostpreußischen Theaterlebens gemacht und durch ein eigenes Haus mit modernen technischen Einrichtungen dem neuen Kunstinstitut die notwendigen Voraussetzungen für einen seiner hohen Aufgabe angemessenen künstlerischen Rang gegeben werden. Diese ihr von vornherein gesteckten Ziele bestimmten auch Trägerschaft und organisatorische Struktur der neuen Bühne: Nicht Stadttheater sollte sie werden, sondern Landestheater mit einer Größe des künstlerischen Apparates, der eine gleichzeitige tägliche Bespielung Allensteins und 19 anderer Städte gestattete, und zwar Deutsch-Eylau, Osterode, Hohenstein, Neidenburg, Wartenburg, Guttstadt, Seeburg, Ortelsburg, Wilenberg, Bischofsburg, Sensburg, Rössel, Rastenburg, Angerburg, Lötzen, Arys, Johannesburg, Lyck und Treuburg. Die interne Gliederung ergab sich so fast von selbst: Es mussten zwei komplette Ensembles gebildet werden, eines für gesprochene und eines für musikalische Werke. In der letzten Kategorie sahen die kommenden Bühnenverhältnisse eine Einbeziehung auch der Kunstgattung der großen Oper vor, womit dem neuen Theater das ihm zugedachte Format gegeben wer-

den sollte. Ein Zufall ermöglichte es, den Großteil eines geschulten, Bühnenerfahrenen Orchesters zu engagieren, nämlich das der Königsberger Komischen Oper, deren Schließung sich abzeichnete.

Als Bauplatz für das Theater stellte die Stadt ihr Gartenetablisement „Kaisergarten“ in der Hindenburgstraße, also in der Ortsmitte, zur Verfügung. Rechtsträgerin des Baues wurde die „Treudank GmbH“ mit zwei Gesellschaftern, dem Kulturverein Masuren – Ermland e.V. und der Stadt Allenstein, die das Grundstück mit Gaststättegebäude einbrachte. Der eigentliche Theaterbetrieb wurde von einer dafür später gegründeten „Landestheater GmbH“ durchgeführt, die das spielfertige Haus von der „Treudank GmbH“ zur Benutzung erhielt und hierfür die laufenden Kosten mit Ausnahme der Bauunterhaltung übernahm. Gesellschafter der „Landestheater GmbH“ waren die Stadt Allenstein, der Kulturverein Masuren – Ermland e.V. und die damals bestehenden Besucherorganisationen, der Bühnenvolksbund und der Verband der Volksbühnenvereine, beide mit dem Sitz in Berlin. Den Vorsitz in der Gesellschafterversammlung führte Max Worgitzki. Vorsitzender des Aufsichtsrates war nach dem Gesellschaftsvertrag der jeweilige Oberbürgermeister der Stadt Allenstein. Im Aufsichtsrat waren alle Gesellschafter mit Sitz und Stimme vertreten, die Stadt durch Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, der Kulturverein durch Mitglieder seines Vorstandes, die Besucherorganisationen durch die Vorsitzenden ihrer Allensteiner

Ortsgruppen. Geschäftsführer der Landestheater GmbH waren der jeweilige Intendant als künstlerischer Leiter und eine von der Stadt Allenstein zu stellende Person als kaufmännischer Geschäftsführer, die die Gesellschaft gemeinsam vertraten. Erster künstlerischer Geschäftsführer war Intendant Ernst Theiling, erster kaufmännischer Geschäftsführer Stadtoberinspektor Paul Peters.

Der Bau des Theatergebäudes verzögerte sich erheblich aus Gründen, die wohl hauptsächlich in den durch die fortschreitende Inflation liegenden finanziellen Schwierigkeiten zu suchen sind. Bauplanung und -leitung lagen in den Händen des ortsansässigen Architekten Feddersen, durch dessen Geschick die verlangte Einbeziehung von Teilen des alten Gaststättengebäudes gelang.



Der Gesamtbau umfaßte außer dem Theatersaal mit rd. 700 Sitzplätzen (Parterre und ein Rang) ein geräumiges Foyer im Parterre und erstem Stockwerk, Garderobe, ein Bühnenhaus mit versenktem Orchesterraum und Seitenbühnen, Probe- und Umkleide- und Büroräume, Werkstätten und Requisitenlagerraum. Die Gaststätte „Treudank“ lag im Keller des Gebäudes, war aber infolge der Geländebeschaffenheit von der Straße her zu ebener Erde zu erreichen. Die tech-

nische Ausstattung des Bühnenhauses war mit den Beleuchtungsanlagen, dem Rundhorizont und dem Schnürboden modern. Leider war dem zunächst geplanten Einbau einer Hebe- und Drehbühne keine Erfüllung beschieden.

Das neue Haus wurde am 25. August 1925 mit Goethes „Faust“, Intendant Ernst Theiling in der Titelrolle, würdig seinem Zwecke zugeführt, ein bedeutsames künstlerisches wie gesellschaftliches Ereignis, das in

den Annalen Allensteins festgehalten zu werden verdient. Zu gleicher Zeit lief der Spielbetrieb im Bezirk an. Jede Stadt erhielt in der etwa siebenmonatigen Saison (Ende September bis Ende April) mindestens sieben Vorstellungen, darunter etwa zwei musikalische. Die Auswahl der Stücke richtete sich nach den überwiegend beschränkten Bühnenverhältnissen. Wo es sich aber ermöglichen ließ, wie z. B. in Lyck mit einem kleineren ansprechenden Stadttheatergebäude, wurden auch Aufführungen mit einer großen Anzahl Mitwirkender (Solisten, Chor, Ballett, Orchester) und dem Allensteiner Bühnenbild geboten. Der Gesamtspielplan ließ die Verpflichtungen des Landestheaters als Kulturbühne erkennen, ohne dass auf unterhaltende Darbietungen verzichtet wurde, auf die ja auch aus finanziellen Gründen nicht verzichtet werden konnte. Wert wurde betont darauf gelegt, zeitgenössische Bühnenwerke dem Publikum nahe zu bringen. Dies konnte jedoch – weder was die Zahl noch vor allem den inneren Gehalt oder gar die Tendenz der Stücke anging – nicht ohne Einhaltung gewisser Grenzen geschehen, die sich aus den Aufgaben des Landestheaters als einer allen Bevölkerungskreisen dienenden Einrichtung und deutschen Kulturbastion im östlichen Raume ergab. Zeittheater war auf den Brettern im „Treu Dank“ zwar kein avantgardistisches Experimentiertheater, gab aber immerhin einen den obwaltenden Umständen entsprechenden Überblick des zeitgenössischen Bühnenschaffens. So Stücke wie „Der Kreidekreis“ von Klabund, das

Artistendrama „Katharina Knie“, schließlich auch Leo Weismantels „Nachfolge Christi Spiel“, welches für eine Freilichtaufführung so geeignet erschien, daß sich daran der Gedanke entzündete, mit ihm die jährlich für je zwei Sommerwochen im Hofe des Allensteiner Schlosses gedachten „Allensteiner Burgfestspiele“ zu eröffnen, eine kühne Idee, die es nicht gelang zu verwirklichen. Triumphe waren die in den zwanziger Jahren zahlreichen neuen Schöpfungen auf dem Gebiet der Operette; so Franz Lehárs „Frasquita“, „Paganini“, ferner Emmerich Kálmáns „Gräfin Mariza“, „Die Zirkusprinzessin“, Eduard Künnekes „Der Vetter aus Dingsda“ und Paul Abrahams „Viktoria und ihr Husar“. Daß Klassiker, Romantiker und moderne deutsche Dramatiker und Opernkomponisten den Kern des Spielplans bestritten, verstand sich bei einer Kulturbühne vom Range des Landestheaters von selbst. An zum Teil festlichen Höhepunkten seien erwähnt „Wallenstein“, „Käthchen von Heilbronn“, „Der Biberpelz“, „Fuhrmann Henschel“, „Die Zauberflöte“, „Don Giovanni“, „Fidelio“, „Der Freischütz“, „Der fliegende Holländer“, „Tannhäuser“, „Lohengrin“, „Siegfried“, „Die Meistersinger von Nürnberg“ (im dritten Akt unter starker Beteiligung aus den Allensteiner Gesangsvereinen) und „Parsifal“.

Auch bühnenwirksame Stücke bekannter ausländischer Schriftsteller, wie Ibsens „Peer Gynt“ mit der Griegschen Bühnenmusik und Gorkis „Nachtasyl“ wurden dargeboten. Einige Male wurden auswärtige Gäste herangezogen.

Landestheater Südostpreußen

G. m. b. H. Intendant: Ernst Theiling Telephon 822

Donnerstag, 5. November cr., abds. 8 Uhr

Konzert des „Männerchor Allenstein“

Leitung: Gefanglehrer Bernhard Bartsch
unter Mitwirkung des verstärkten Theater-Orchesters

Dirigent: Kapellmeister E. C. Viert

Solisten: Opernsänger Henry van Heyst
Opernsänger Eugen Siemsen

★

1. Sinfonie Nr. 16 (Oxford) von Joseph Haydn
2. Ouvertüre z. Oper Rosamunde von Franz Schubert
3. „Eine Nacht auf dem Meere“ von Wilhelm Tschirch
Dramatisches Tongemälde für Soli, Chor und Orchester

Eintrittskarten von 0,75 bis 2,50 Mk.

Große künstlerische (und finanzielle) Erfolge waren ausgangs der zwanziger Jahre die Ensemble Gastspiele Otto Gebühns mit „Tee in Sanssouci“ und Paul Wegeners mit „Maria Magdalena“. Besonders Paul Wegener, ganz in der Nähe von Allenstein auf dem Rittergut Bischdorf geboren, wo er auch während des Gastspiels

wohnte, riß das Allensteiner Theaterpublikum zu wahren Beifallsstürmen hin. Andererseits hat das Landestheater auch Gastspiele gegeben, und zwar ausschließlich mit musikalischen Werken, so in Elbing und in Tilsit, wo nur Schauspielbühnen bestanden.

Der Treudank

Das Abstimmungsergebnis
fand 'nen besond'ren Lohn:
Theater als Erlebnis
der ganzen Südregion.

Die Treue deutscher Wähler,
der Dank des Vaterlands –
und diese beiden Zähler
ergaben „Treudank“ ganz.

Herrn Feddersen gebührte
der Ruhm als Architekt.
Ernst Theiling man dann kürte
als Intendant – perfekt.

Es war 'ne Landesbühne.
Man spielte hier und dort
die Stücke, alt und kühne,
Theaterkunst vor Ort.

Egal, wo man auch spielte,
ob Lyck, ob Allenstein,
man immer darauf zielte,
erbauend auch zu sein.

Die Auswahl war nicht wenig:
Bohème und Butterfly,
Boccaccio, Schach dem König,
auch Carmen war dabei.

Man hörte gern ein Ständchen
und auch das Wolgalied,
wie eiskalt ist dies Händchen,
das Lied, das zu dir zieht.

Für das Theater warben
wir Schüler in der Näh'.
Plakate mit viel Farben,
die hingen im Foyer.

's gab Prämien für die Besten.
Sie wurden ausgewählt
von den Theatergästen,
vom Kunstbewerb beseelt.

In das Theater gehen
war Freude wie auch Pflicht,
nicht Stücke nur zu sehen,
auch Freunde, die man spricht.

Zum Tanzen und zum Feiern
gab es den gelben Saal.
Ihn etwas zu entschleiern
bemüht' ich mich schon mal.

Musik ganz andrer Arten,
auch hier sehr oft zum Tanz,
gab es im Treudankgarten,
des Nachts im Lichterglanz.

Ein kurzer Weg, ein schneller,
der führt' zu Speis' und Trank
hinab zum Treudankkeller.
Dort saß man oft noch lang.

Der Bau ist uns geblieben,
auch sein bestimmter Zweck.
„teatr“ jetzt geschrieben.
Der „Treudank“ ist jetzt weg.

Ernst Jahnke

Vor 60 Jahren in Allenstein

60 Jahre sind seit Flucht und Vertreibung vergangen, und immer noch stehen uns die schrecklichen Tage, Wochen und Monate des Jahres 1945 deutlich vor Augen. So erinnere ich mich noch ganz genau (ich war damals in der Untersekunda, heute Klasse 10) an den Mittwoch, den 17. Januar 1945, als unsere Klassenlehrerin „Kutsche“ (Olga Kutschelis) uns morgens begrüßte mit der Mitteilung, dass wegen Kohlemangels die Schule geschlossen werden müsse und wir nach Hause gehen könnten. Man hörte zwar den Kanonendonner in der Ferne, aber davon oder sogar von Flucht war keine Rede. Ich wurde stattdessen noch am Donnerstag und Freitag von der Hitlerjugend zum Bahnhofsdienst eingeteilt, wo ich den Schwestern des Roten Kreuzes half, an verwundete Soldaten in den durchfahrenden Lazarettzügen Kaffee, Tee und belegte Brote zu verteilen.

Der russische Schriftsteller Lew Kopelew (damals Major der Roten Armee) hat in seinem Buch „Aufbewahren für alle Zeit“ mit ungeheurer Präsenz in schonungsloser Aufrichtigkeit sich selbst und dem Erlebten gegenüber den Einmarsch der Roten Armee auf deutschen Boden, auch nach Allenstein, geschildert. Und tief bestürzt berichtet er von den Plünderungen, Vergewaltigungen und Morden der eigenen Truppen und Kampfgenossen. Nicht nur sein moralisches Empfinden, auch sein sozialistisches Bewusstsein lehnte sich auf, und er versuchte, die Ausschreitungen zu verhindern. Die Folge war, dass er am 5. April 1945 wegen „Propagierung des bürgerlichen Humanismus“, „Mitleid mit dem Feind“ und „Untergrabung der politisch-moralischen Haltung der Truppe“ verhaftet und zu zehn Jahren Straflager verurteilt wurde. Er sagte später einmal: „Ich bin kein Regimekritiker. Ich bin ein Literat, der ein Gewissen hat. Ich trete nicht gegen das Regime auf, sondern für Menschen.“ Lassen wir einige Zeitzeugen zu Wort kommen, die uns noch einmal die schreckliche Zeit vor 60 Jahren in Erinnerung rufen.

Hanna Bleck-Parschau

Sonnabend, der 20. Januar 1945

Von Eva M. Sirowatka

Der Tag begann mit stundenlangem Fliegeralarm, wie wir ihn bisher noch nicht erlebt hatten. Feindliche Tiefflieger brausten über die Dächer hinweg. Wir saßen eng zusammengerückt im Luftschutzkeller eines Hauses in der Soldauer Straße. Detonationen! Irgendwo, vielleicht in

der Stadtmitte, mussten Bomben gefallen sein. Kalk rieselte von den Wänden, die Kinder weinten.

Wir erlebten bange Stunden, bis endlich die Entwarnung kam. Viel Schaden konnten die Bomben nicht angerichtet haben. Wir sahen keine Rauchwolken über der Stadt, das

Telefon ging noch. Da ich an diesem Morgen nicht dazu gekommen war, für die Kinder Milch zu besorgen, überließ ich die beiden meiner Wirtin, nahm die Milchkanne und lief die Soldauer Straße in Richtung Stadt hinunter. Ich war noch nicht bei der Bushaltestelle, da hörte ich über die Bäume des Evangelischen Friedhofs einen Tiefflieger hinwegbrausen.

Obwohl es keinen erneuten Alarm gegeben hatte, spürte ich instinktiv, dass dies ein sowjetisches Flugzeug war. Ich lief und erreichte gerade noch den nächsten Hausflur, als ich Detonationen hörte. Dort, wo ich wenige Sekunden vorher gestanden hatte, sah ich Einschlaglöcher leichter Bomben. Unvorstellbar, was aus meinen kleinen Kindern geworden wäre, wenn ich von diesem Gang nicht wiedergekehrt wäre!

Was nun geschah, kam wie eine Lawine auf uns zu, der wir alle nicht mehr ausweichen konnten. Die Stadt war in Aufruhr. Die unsinnigsten Gerüchte gingen von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Die meisten packten in fieberhafter Eile die Koffer und gingen zum Bahnhof. Es sollten dort schon Tausende stehen und auf Züge warten. Niemand wusste, ob man noch über Mohrunen – Marienburg weiterkam; in Richtung Königsberg, hieß es, würden noch Züge fahren. Von da aus stand der Weg nach Pillau und von dort der Seeweg offen. Später erschien es mir wie ein Wunder, dass es mir noch am selben Abend gelang, meine Mutter telefonisch zu erreichen. Sie trieb mit Mühe ein Fuhrwerk auf, das uns noch in derselben Nacht heim nach Spiegelberg brachte.

Auch das Dorf hatte Tiefflieger erlebt, auch hier waren leichte Bomben gefallen, ohne jedoch Schaden anzurichten oder gar Todesopfer zu fordern. Die Menschen des Dorfes warteten von Stunde zu Stunde auf den Räumungsbefehl. In dieser Nacht von Sonnabend zum Sonntag schliefen wir noch einmal einige Stunden daheim, in eigenen Betten.

Der Sonntag brach grau und kalt an. Mein Vater, der zum Volkssturm eingezogen war, brachte uns am Morgen die Nachricht, dass sich die Dorfleute in einer Stunde vor dem Gasthof einfinden sollten. Wo die sowjetischen Truppen zur Zeit standen, wussten wir nicht genau. Es hieß, sie seien schon dicht vor Allenstein.

Die meisten Bauern hatten sich ihre Treckwagen schon Tage vorher gerichtet. Aber immer noch hatten sie gehofft, sie würden die Heimat nicht zu verlassen brauchen. Die Treckwagen waren schwer beladen. Meine Mutter, die Kinder und ich sollten uns dem Treck anschließen. Mutter beschloss, ihr Fahrrad mitzunehmen. Es war ungewiss, ob sich für uns alle ein Platz auf einem der Treckwagen finden würde. Wir packten die wenigen Koffer, die wir mitnehmen konnten, auf den Rodelschlitten, setzten meinen dreijährigen Sohn darauf. Ich verpackte meine kaum einjährige Tochter warm im Kinderwagen. So zogen wir in das Dorf. Heute noch ist es mir nicht möglich, in Worten auszudrücken, was uns bewegte, als wir uns von allem trennen mussten, was uns lieb und vertraut war. Allein der Abschied von meinem Vater war bitter genug. Wir wussten nicht, ob es ein Wiedersehen geben würde. Nur wenige Leute blieben im

Dorf zurück; ältere und kranke Menschen, aber auch einige wenige Familien, die Haus und Hof nicht verlassen wollten, komme, was wolle.

Sie ahnten nicht, was für ein furchtbares Geschehen über dieses Dorf hereinbrechen sollte!

aus Allensteiner Brief Nr. 5 (1981)

Wagen an Wagen

Um Allerseelen
in der dunklen Nacht,
wenn vor uns stehen,
die immer neu unserem Herzen fehlen, –
Erinnerung erwacht
an die alten Kirchen, die Hügel im Feld,
wo sie schlafen, Vätern und Nachbarn gesellt,
in verlorener Heimat über der See, –
und an alle, die hilflos und einsam starben,
an alle, die sinkend im Eis verdarben,
die keiner begrub, nur Wasser und Schnee,
auf dem Weg unserer Flucht – dem Weg ohne Gnade!

Und wir ziehen im Traum verwehte Pfade
Wagen an Wagen, endloser Zug,
der ein Volk von der Heimat trug!

Von Norden, von Osten kamen wir,
über Heide und Ströme zogen wir,
nach Westen wandernd, Greis, Frau und Kind.
Wir kamen gegangen, wir kamen gefahren,
mit Schlitten und Bündel, mit Hund und Karren,
gepeitscht vom Wind, vom Schneelicht blind, –
und Wagen an Wagen.

Zuckend wie Nordlicht am Himmel stand
verlassener Dörfer und Städte Brand
und um uns heulte und piff der Tod
auf glühendem Ball durch die Luft getragen
und der Schnee wurde rot
und es sanken wie Garben die hilflos starben
und wir zogen weiter,
Wagen an Wagen, - -

und kamen noch einmal, trügerisches Hoffen
durch friedliches Land.
Tür stand uns offen
bei jenen, die nicht unser Leiden gekannt.
Sie kamen, sie winkten, sie reichten uns Brot, -
sie luden die Not
an warmem Herde zu sich als Gast.
Scheune und Stroh rief Müde zur Rast.
Doch wir konnten nicht bleiben.
Wir zogen vorüber
Wagen an Wagen.

Und hörten durch Sturm und Flockentreiben
das Glockenlied ihrer Türme noch
und hörten doch
das Dröhnen des Krieges, der hinter uns zog.
Und vom Wegkreuz bog,
blutend, mit ausgebreiteten Armen,
sich dorngekrönter Liebe Erbarmen.

Wir konnten nicht halten, wir konnten nicht knien.
Sie kamen hinter uns, Wagen an Wagen, -
unsre Herzen nur schrien:
O blick nach uns hin!
Wir wandern, wir wandern, endloser Zug,
Volk, das die Geißel des Krieges schlug,
entwurzelter Wald, von der Flut getragen, -
Wohin?

Wohin? —

Agnes Miegel



Vor der Flucht

Von Ida Gosdeck

Am 21. Januar 1945, einem Sonntag (Tag des Russeneinfalls in Allenstein), gegen 13 Uhr, verließ ich meinen Arbeitsplatz im Landgerichtsgebäude in der Kaiserstraße. Kurz zuvor hatte uns Landgerichtspräsident Dr. Peetz beschworen: „Rette sich, wer kann!“

Ich ging durch die Magisterstraße und bog in die Hindenburgstraße ein. Auf den unteren Stufen der Freitreppe zum Treudanktheater lagen Lebens- und Genussmittel: Brot, Käse, Schinken, Konserven, Spirituosen u.a. Die Straße war menschenleer. Auf der Kreuzung Hindenburg-/Bahnhofstraße fiel mir unwillkürlich ein Vers ein, den ich nach dem Ersten Weltkrieg im Ostpreußischen Evangelischen Gebetsverein gelernt hatte: „Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht.“

Ich war betroffen und blieb stehen. Ich dachte nun an den Gebetsraum, der zunächst in einem Holzhäuschen war. Später wurden die Gebetsstunden in einem schönen Anbau des neuen Hauses des Regierungsoberinspektors Budzinski, Kurze Straße, abgehalten. Kniend beteten wir, Gott möge uns unsere Heimat erhalten. Prediger war Regierungsoberinspektor Budzinski; Gastprediger waren Pfarrer Finger und Postassistent Wiede aus Allenstein sowie Prediger Goroncy vom Gebetsverein Ortelsburg.

In Gedanken ging ich den Weg zurück und sah das Fotoatelier Pfeifer, das Vereinshaus der Neuapostolischen Gemeinde und verweilte beim „Fernblick“ auf der Eisenbahnbrücke. Einige Schritte weiter der alte katholische Friedhof: Über dem Eingang die schwarzlackierte Tafel mit der tröstlichen Mahnung in goldener Schrift: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten (2.Makk.12,45)“

Ich ging in Richtung Tunnel. Der Schnee auf dem alten Friedhof lag unberührt. Die Telegrafendrähte am Bahndamm wispelten zart. In der Königstraße rechts das Hotel „Schwarzer Adler“, daneben das Haus des Glasermeisters Skibowski, von dem aus wir bei Kriegsbeginn im Jahre 1914 nach Friedeberg flüchteten. Links die Löwenapotheke und die Papierwarenhandlung Weiß, daneben die Auffahrt zur Kavalleriekaserne. Und über allem lag eine wundersame Stille. Ich dachte an meinen Großvater Michael Dorka, der als Veteran nach dem Ersten Weltkrieg Jahr für Jahr um die Zeit der Kirschenernte jeweils für einen Tag Gast des Reiterregiments sein durfte.

In der Wadanger Straße, hinter dem ehemals Schleim'schen Kolonialwarengeschäft, erinnerte ich mich, dass ich mir die Beschädigungen an einem Haus in der Frauenstraße ansehen wollte. Tags zuvor nämlich, um die Mittagszeit, wurde das Haus, in dem die Germania-Drogerie war und

die Ärztin Koch wohnte, von einem kleinen, tieffliegenden Flugzeug aus beschossen.

Aus der Herrenstraße kam mir Martha Romotzki (gest. 1969) entgegen. Auf einem Schlitten zog sie zwei kleine Kinder: „. . . Das sind die Kinder von unserer Käthe. Wir gehen zur Guttstädter Chaussee, wir wollen nach Guttstadt.“ Die mir so vertraute Herrenstraße, die Wadanger Schule – ohne Lebenszeichen. Die Verwundeten, die in der Landwirtschaftsschule untergebracht waren, wurden bereits am 20.1.1945 gegen 22 Uhr weggefahren.

Kaum hatte ich meine Wohnung im zweiten Stock des Hauses Herrenstraße 3 betreten, erschien der Eisenbahnbeamte Sabellek. „. . . In unserer Straße ist niemand mehr da. Der letzte Zug nach Marienburg geht um 3 Uhr; wenn Sie gleich mitkommen, schaffen Sie es. Die Wagen sind überfüllt; ich Sorge dafür, dass Sie noch reinkommen.“ Bei Dunkelheit verließ der Zug langsam Allenstein. Um ein Uhr früh waren wir in Marienburg. Die Nacht war bitterkalt. Am 22.1.1945 gegen 11 Uhr sprach

mich ein Eisenbahner an: „Als ich Nachtdienst hatte, sah ich Sie hier stehen. Dieser Zug geht nach Berlin. Ich möchte schon, aber es wird kontrolliert. Mit diesem Zug dürfen nur Parteigenossen und Frauen mit Kindern fahren. Auf Gleis 6 wird ein Militärlzug rangiert, er soll nach Danzig. Ich erkundige mich. Bleiben Sie hier stehen.“ Nach kurzer Zeit kam der Beamte zurück: „Rasch, Sie werden erwartet!“ Von Soldaten wurde ich in einen Wagen hineingezogen, und während der Zug anfuhr, gelang es dem freundlichen Eisenbahnbeamten noch, meinen Koffer hereinzuwerfen. Abends konnte ich mit einem Personenzug weiterfahren. Um Mitternacht erreichte ich meinen neuen Dienort: Kolberg/Pommern. Nach einem Erlass des Reichsministers der Justiz bildete das Amtsgericht Kolberg das Aufnahmegericht für die Gerichte des Landgerichtsbezirks Allenstein.

Dass ich auf meinem Fluchtweg von Eisenbahnern so viel Hilfe erhalten habe, ist für mich eine liebe Erinnerung.

aus Allensteiner Brief Nr. 5 (1981)

Das Ende in Allenstein

von Gustav Wenger (verst.), bearbeitet von Hansjürgen Wenzel

Am Samstag, 20. Januar 1945, erfolgten vormittags und nachmittags zwei Angriffe der sowjetischen Luftwaffe, die dem Hauptbahnhof Allenstein galten. Trotz starker Flakabwehr waren neun Gleise und acht Weichen schwer beschädigt, zwei Lokomotiven durch Treffer betriebsunfähig, fünf

Güterwagen entgleist, zwei mit Heu und Stroh beladene Güterwagen verbrannt. Schlimmer waren die Menschenverluste: Durch Treffer in einen Truppentransportzug starben zwei Soldaten, ein Eisenbahner und ein Viehbegleiter, eine Fliegerbombe auf Bahnsteig 1 tötete fünf Reisende,

drei Soldaten und einen Eisenbahner – von den Verletzten ganz zu schweigen.

Allenstein hatte damals rund 50.000 Einwohner; dazu waren zahlreiche Flüchtlinge aus den Kreisen Lyck und Treuburg notdürftig untergebracht. Die planmäßigen Personenzüge in Richtung Marienburg waren schon vormittags überfüllt.

Erst am 21. Januar, kurz nach 13.00 Uhr, kam der Räumungsbefehl für die Bevölkerung; die Rote Armee stand bereits am Stadtrand. Unter dem Geschützdonner schwall der Flüchtlingsstrom in der Abenddämmerung beängstigend an. Die Bahnsteige waren derart überfüllt, daß man kaum durchkam. Reichsbahnoberinspektor Schimanski leitete den Betrieb; sämtliche Eisenbahner gaben ihr Letztes – vom Rangierarbeiter bis zum Amtmann – um die voll gestopften Räumzüge abzufertigen. Züge mit Militär standen sofort nach dem Ausladen wieder für Zivilpersonen zur Verfügung; sie konnten nur mehr in Richtung Marienburg, Rothfließ und Wormditt abgelassen werden. Mit Mühe und Not konnte ich meine Frau und eine Nachbarin noch in einen gedeckten Güterwagen hineinzwängen, meiner Erinnerung nach einer der alten Flachdach – G 10 Bauart „Kassel“ oder „Stettin“. Ich blieb auf meinem Posten: als Verbindungsmann zwischen Reichsbahn und dem Eisenbahn-Luftschutz-Leiter Bergmann.

Bis spät in die Nacht wurden an diesem Sonntag etwa 25.000 Zivilpersonen abgefahren. Gegen 21.00 Uhr kam ein Wehrmachtstransport mit Panzern an der Westrampe in der Nähe des Hotels Rittel an, dessen

Begleitwagen nach der Entladung für die Zivilbevölkerung freigegeben wurden (der aber nicht mehr herauskam). Gegen 23.00 Uhr begann die Beschießung des Rangierbahnhofs; der Abtransport stockte.

Unsere drei Bahnhof-Rangierloks, G7 und T 13, waren am 22. Januar nach Zurückziehung der polnischen und russischen „Fremdarbeiter“ nur mehr mit den Rangieraufsehern Penzerzinski, Behlau und Oberrangiermeister Poschmann besetzt. Um 3.00 Uhr war das Befehlsstellwerk Ap (Allenstein Pbf) im Ostteil des Bahnhofes unbesetzt. Der Rangierbahnhof lag weiterhin unter Panzerbeschuß und MG-Feuer; Züge konnten nicht mehr abfahren.

Beim Stellwerk Ao (Allenstein Ost) stand ein aus Neidenburg gekommener Zug, den alle Insassen, unter Zurücklassen ihres Gepäcks, bei Einsetzen des Beschusses fluchtartig in Richtung Allensteiner Stadtwald verlassen hatten. Die auf dem Bahnhof stationierten Eisenbahn-Flakgeschütze mußten befehlsgemäß gesprengt werden; noch heute sehe ich den verzweifelten Blick des Oberleutnants.

Von 4.00 Uhr bis 0.00 Uhr hielt ich mich im Stellwerk Aw (Allenstein West) in der Nähe der Brücke Bahnhofstraße – Trautziger Straße auf, als gegen 5.00 Uhr Stellwerksmeister Will angelaufen kam. Er schilderte aufgeregt, die Russen hätten ihm an der Westrampe die Uhr abgenommen, den in dem bereitstehenden Zug wartenden Frauen Uhren, Schmuck und Ringe. Gleichzeitig beobachteten wir, wie die Baracke des Bahnhofsoffiziers in hellen Flammen stand.

Die sowjetischen Truppen näherten sich dem Bahnhofsgelände von Süden her. Gegen 6.30 Uhr fuhr ein einzelner russischer Panzer von der Bahnhofstraße her auf die hochgelegene Eisenbahnbrücke und beschoss von dort den Rangierbahnhof. Deutsche Truppen besetzten die Trautziger Straße (nördlich des Bahnhofs), das Stellwerk Aw, das Bahnbetriebswerk (Bw) und den Ablaufberg. Bei Tagesanbruch des 22. Januar waren das Empfangsgebäude, die Güterabfertigung und die Bahnhofstraße schon von den Sowjets besetzt. Im Bahnhof standen noch drei Züge:

Der bereits erwähnte Wehrmachtzug an der Westrampe; ein Zug an Bahnsteig 4, Gleis 6 mit etwa 1.400 Personen, darunter 200 Kranken sowie Krankenschwestern aus dem Marienhospital und dem Hindenburg-Krankenhaus; der Hilfszug aus Werkstattwagen in der Nähe des Bw, dem einige Räumwagen angehängt waren, mit 12 Eisenbahnern vom Hbf, einigen Bw-Angehörigen, dem Lokdienstleiter Senkowski und mehreren Flüchtlingsfamilien.

Von der rund 1.000 Mann starken Belegschaft des Bahnhofs waren an der Ostseite bei Stellwerk Ap neben mir nur mehr Zugschaffner Dorsch und Reichsbahn-Obersekretär Schiersching anwesend. Wir beschlossen, wenigstens den Zug mit den Flüchtlingen und den Kranken aus Gleis 6h rauszubekommen und in Richtung Göttkendorf/Wormditt abzufahren, obwohl die Stellwerke schon nicht mehr besetzt waren. Wir versuchten, den Zug mit einer Lok des Bw Tilsit (Lokführer Dost) zu bespannen. Infolge verschneiter Gleise und mangelhafter Fahrwegprüfung durch einen

Rangierer entgleiste die Lok gegen 7.30 Uhr bei einer Gleissperre auf Gleis 10. Nun wollten wir den Zug mit einer auf Gleis 11 stehenden, mit einem Eisenbahnpionier als Lokführer besetzten Panzerzuglok bespannen. Kaum war sie angefahren, erhielt sie durch einen russischen Panzer von der Eilgutrampe einen Treffer in den Dampfdom und fiel auch aus.

Eine dritte Lok mit Pufferschaden und wenig Dampfdruck wurde von Lokführer Dost und dem zufällig anwesenden Rohrmeister Rohde vom Städtischen Wasserwerk „spitz gemacht“. Ich entsann mich meiner Kenntnisse aus der Ausbildungszeit und stellte vom Stellwerk Aw her die Fahrstraße zum Zug an Gleis 6. Am Stellwerk machte ich eine grausige Entdeckung. Landgerichtsrat Dr. Q., der Führer des örtlichen Volkssturms, unter dessen Befehl wir noch im Dezember 1944 Panzergräben um Allenstein ausgehoben hatten, hatte dort sich selbst, seine Frau und seine beiden Kinder im Alter von neun und zehn Jahren erschossen. Gegen 10.00 Uhr setzte beim Vorbahnhof Allenstein West und bei Likusen heftiges Artilleriefeuer ein. Soldaten berichteten uns, der Gegner sei aus Richtung Kortau im Vormarsch. Die Abfahrt nach Nordwesten in Richtung Göttkendorf/Wormditt war damit in Frage gestellt. Also beschlossen wir, die Fahrt nach Nordosten in Richtung Rothfließ zu wagen. Wie zwei „gute Geister“ tauchten plötzlich Stellwerksmeister Witt und Kollege Karner auf Bahnsteig 4 auf. Sie legten vom Stellwerk Ap aus die Weichen zum Umsetzen der Lok auf die Ostseite des Bahnhofs. Um 10.45 Uhr war unser Zug abfahrbe-

reit, erhielt jedoch Beschuß von den auf der Eilgutrampe stehenden Panzern. Lokführer Dost, gerade am Anfahren, hielt sofort an. Ein Melder brachte

vom Kompanieführer einer deutschen Kampf Einheit, der unser Treiben beobachtet hatte, die Nachricht, er werde die Panzer durch Granatwerferbeschuß niederhalten. Gesagt, getan. Lokführer Dost konnte endlich um 11.10 Uhr mit Rohrmeister Rohde als Heizer, mir als Transportleiter und Schaffner Dorsch als Zugführer abfahren. Leider erhielt der Zug bei der Ausfahrt noch MG-Feuer, das einem armen Flüchtling das Leben kostete.

Bis kurz vor Rothfließ ging es ohne Halt durch – aber um 13.00 Uhr, 3 km vor dem Bf Rothfließ, war Schluß. Fünf Flüchtlingszügen vor uns hatte der Bahnhof Rothfließ wegen Überfüllung die Annahme verweigert; sie standen auf der Strecke. Ich ging zu Fuß nach Rothfließ, um die Lage zu erkunden. Von den Zügen flehten mich Frauen, die mich an der Uniform als Eisenbahner erkannten, an, endlich weiterzufahren. Auf einigen offenen Wagen bemerkte ich mehrere erfrorene Flüchtlinge. Im Bahnhof Rothfließ erfuhr ich, daß auch die weiter vorne liegenden Bahnhöfe Bischdorf und Korschen überfüllt waren. Endlich, nach fünf Stunden Warten, ließ uns der Bf Rothfließ um 18.00 Uhr einfahren. Zu allem Überfluß meldete Lokführer Dost noch einen Lokscharn; und drei Stunden dauerte es bis – gottlob! – der Bahnhof Rothfließ sogar eine Ersatzlok stellen konnte. Denken Sie einmal, lieber Leser in Ihrer warmen Stube, an die Empfindungen der Flüchtlinge und

Kranken im Zuge: drei Stunden im Zug bei -15° Außentemperatur, die Heizung fiel aus, nichts zu Essen, die Frauen ohne Nachricht vom Mann an der Front, die Ungewißheit, ob und wann es weiter ging, und ein „Führer“, der sich in seinem Bunker in Berlin verkroch und auf dem Papier Phantomarmeen hin- und herschob... Die Zwischenzeit hatte ich zu einem Ferngespräch nach Korschen genutzt und den dortigen Aufsichtsbeamten gebeten, wenigstens die Kranken in Korschen versorgen zu lassen, und hatte darüber die Abfahrt „meines“ Zuges verpaßt. Mit einem Leerzug gelangte ich nach Korschen, um dort zu erfahren, daß „mein“ Zug schon vorher, nämlich in Bischdorf, umgeleitet worden war. Später erfuhr ich, daß er über Heilsberg – Zinten nach Königsberg gelangte – nachdem er drei Tage in Deutsch-Thierau gestanden hatte.

In Korschen teilte mir Fahrdienstleiter Buick mit, der Allensteiner Hilfszug sei auch noch herausgekommen. Gegen 3.00 Uhr traf er in Korschen ein. Ihm wurde noch eine Fahrtnummer aus Lötzen angehängt (Lazarettzug), und auch ich ergatterte darin noch ein Plätzchen. Am 23. Januar um 7.30 Uhr ging es weiter über Heilsberg – Zinten nach Königsberg, wo der Zug spät in der Nacht eintraf. Weiter ging es über die noch offene Strecke über Metgethen nach Fischhausen, von wo der Lazarettzug nach Pillau weiterfuhr (Einschiffung der Verwundeten und Kranken). Der Hilfszug traf am 24. Januar 1945 um 10.00 Uhr in Germau ein und wurde entladen; ausgeladen wurden Akten, Büromaterialien, Möbel, Schreib- und Rechenmaschinen des Bw Allenstein,

die im Stall des Bahnhofsaufsehers Tietz und im Schuppen eines benachbarten Bauern eingelagert wurden und sicher später beim Russeneinmarsch ein schönes Feuerchen nährten. Ich selbst fand, völlig ausgehungert und übermüdet (fünf Tage war ich auf den Beinen gewesen), eine kräftige Suppe und ein Nachtlager bei Schmiedemeister Grönert in Germau.

Wie es mir weiter erging in Ostpreußen? Chaotisch – hier ein Befehl – da ein Befehl. Am 28. Januar 1945 wurde ich nach Pillau abkommandiert, wo ich mit 17 weiteren Allensteiner Eisenbahnern am 29. Januar um 5.15 Uhr mit einem Räumzug aus Palmnicken ankam. Hier traf ich im Hafen durch Zufall meine Schwester Anna. Sie war mit drei kleinen Kindern acht Tage von Skandau hierher unterwegs gewesen und konnte sich – unter Zurücklassung ihres gesamten Gepäcks – nach dem Reich einschiffen. Ein Stehplatz auf dem überfüllten Schiff kam ihr nach tagelangem Warten ohne Verpflegung wie ein Lotteriegewinn vor!

Ich selbst wurde mit dem Kollegen Szuszie abkommandiert in die Personalauffangstelle zur Betreuung versprengter ostpreußischer Eisenbahner, die im alten Ostbahnhof in Pillau eingerichtet wurde. Wir erhielten besondere Ausweise, um nicht Gefahr zu laufen, vom Sicherheitsdienst als „Versprengte“ aufgegriffen zu werden, denn Kamerad Heldenklaus war unterwegs. Ab 4. Februar 1945 hatten wir im Hafen am alten Kurfürstenbollwerk die Einschiffungen zu überwachen. Und schon am 5. Februar erhielten wir ein neues Kommando: Vom Arbeiter bis zum Ober-

inspektor wurden wir für mehrere Tage zum Holzeinschlag eingeteilt. Die Kohlevorräte für Lokomotiven wurden äußerst knapp, und das geschlagene Holz mußte zum Heizen verwendet werden. Abends brachte ein Arbeitszug das Holz zum Lokbahnhof Pillau, wo sich nach und nach große Stapel ansammelten (Anmerkung Wenzel: nur Birkenholz brennt ohne Trocknung – aber im ordentlichen Ostpreußen gab es doch kaum Birkenholz, das „Unkraut des Waldes“. wie mir ein alter Koblenzer Revierförster mal sagte).

Bis zum 20. Februar 1945 war ich wieder in der Auffangstelle tätig: Zahlreiche Eisenbahner aus dem Raum Heiligenbeil/Braunsberg, dem Raum Germau/Neukuhren und auch viele Privateisenbahner der Königsberg-Cranzer Eisenbahn wurden von uns zur Einschiffung oder zur Dienstleistung weitergeleitet. Am 18. Februar 1945 wurden alle Eisenbahner der Reichsbahn-Einsatzgruppe zugeteilt und erhielten Feldpostnummern. Am 20. Februar wurde ich Kurier der Reichsbahndirektion Königsberg und „pendelte“ per Schiff durch eine von einem Eisbrecher gebrochene Fahrinne durch das Haff mit Dienstpost zwischen Pillau und dem Befehlszug des Präsidenten im Heiligenbeiler Kessel. Mehrfach fuhr ich per Schiff von Pillau zur Auffangstelle nach Schwerin und zurück. Auf die letzte, mir am 18. April 1945 anvertraute, Kurierpost nach Pillau wartete dort niemand mehr – der Fahrtauftrag wurde überholt durch den Absetzbefehl für alle Königsberger Eisenbahner von Schwerin nach Neustadt (Holstein), wo ich das Kriegsende erlebte.

aus Eisenbahnkurier – Special 52

8.5.1945: Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa

Der Zweite Weltkrieg begann am
1. September 1939 um 4.45 Uhr.
Er endete in Europa
am 8. Mai 1945 um 23.01 Uhr,
in Asien am 2. September 1945 um 9.25 Uhr.
Er dauerte sechs Jahre und einen Tag.
Oder 2.194 Tage, oder 52.641 Stunden.
Durch den Krieg verloren
in jeder Stunde 1.045,
in jeder Minute 17 Menschen ihr Leben.
Insgesamt 55 Millionen.
Als Soldaten, als Opfer des Luftkrieges,
als Flüchtlinge und Vertriebene,
als Opfer der Gewaltherrschaft.
Aber auch danach gab und gibt es weltweit
immer noch Kriege und Bürgerkriege,
Unterdrückung und Verfolgung,
Vertreibung und millionenfachen Mord.
Lerne, Menschheit!

Die Opfer mahnen zum Frieden

Die Malerin Frieda Strohmberg

Vom süddeutschen Barock zur ostdeutschen Backsteingotik

von Dr. Ernst Vogelsang

Wer erinnert sich noch an sie? Vermutlich nur wenige. Sie hatte zwischen 1910 und 1927 das Allensteiner Kunstleben in einer beachtlichen Weise bereichert, dass es sich lohnt, ihrer Biographie nachzugehen und sie in unser Gedächtnis zurückzurufen.



Frieda Strohmberg stammte aus Schweinfurt, wo sie am 13. November 1885 als jüngste von vier Töchtern des Bankiers Karl Strohmberg und seiner Ehefrau Amalie Silbermann geboren wurde. Die drei älteren Schwestern – Dora, Paula und

Elsa – sollten in ihrem späteren Leben noch eine bedeutsame Rolle spielen.

Der Vater verlegte 1893 seine Privatbank nach Würzburg, wo Frieda Strohmberg aufwuchs. Schon früh zeigte sich ihre Neigung und Begabung zur Malerei, so dass sie mit 20 Jahren zur künstlerischen Ausbildung nach München ging. Der aus der Schule des Impressionismus kommende, damals bekannte Angelo Jank wurde ihr Lehrer, der sie in das Handwerkliche, die Maltechnik und die damalige Kunstrichtung einführte. Daneben bot die bayerische Königsresidenz mit ihren zahlreichen Ausstellungen, Museen und Künstlern reiche Anregungen, die ihrer Malerei förderlich waren.

1906 wechselte sie an die Kunstakademie in Brüssel. Hier lebte ihre verheiratete Schwester Dora, bei der sie wohnen konnte. Auch hier empfing sie viele neue Impulse durch die Bauten, Museen und Künstler. Durch besondere Leistungen aufgefallen, wurde sie mit einer Silbermedaille der Akademie ausgezeichnet – als Ausländerin!

Ihre Lehrjahre beschloss sie an der Kunstakademie in Kassel. Wieder konnte sie bei der Familie ihrer ältesten Schwester Elsa leben, die mit dem angesehenen und damals recht bekannten Arzt Dr. med. Willy Gotthilf verheiratet war. Durch den großen Bekanntenkreis der Gotthilfs wurde sie schnell in Kassel heimisch,

wozu auch Stadt und Umgebung beitragen. Sie entwickelte sich zur Landschaftsmalerin, auch entstanden viele Blumenstücke und nicht zuletzt Porträts, mit denen sie nicht nur treffsicher das Äußere, sondern auch das Wesen ihres Gegenübers erfasste.

So kamen genügend Aufträge aus der Gesellschaft, sie war gefragt, doch wusste sie, wie schwierig die materielle Existenz freien Künstlertums sein konnte. Nicht zuletzt auch darin bestärkt durch ihren Schwager Gotthilf, ergänzte sie ihre malerische durch eine pädagogische Ausbildung und schloss die Kasseler Zeit mit einem Examen als Zeichenlehrerin ab, das sie zu einer Anstellung an einer öffentlichen höheren Schule in Preußen berechnete.

Das preußische Ministerium für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten in Berlin (Kassel gehörte zur preußischen Provinz Hessen) beantwortete ihr Anstellungsgesuch positiv – es war eine Zeichenlehrerstelle in Allenstein am dortigen Lyzeum, der Luisenschule, frei geworden. So kam sie von Mitteldeutschland zum 1. Oktober 1910 in den Osten.

Es war der gewaltige Sprung in eine ihr noch unbekannte und unterentwickelte Welt, so die damals gängige Meinung. Hatte man doch im Reich (damit bezeichnete man in Ostpreußen das Deutschland westlich der Weichsel) die Vorstellung, dass eine Versetzung in die östlichste Provinz, sozusagen nach Sibirien, einer Strafe gleichkam. Doch soll man hier gleich einflechten, dass die meisten der dorthin versetzten Staatsdiener hernach nicht mehr zurückgehen wollten.

Hier nun empfing die im Würzburger Barock groß gewordene, durch München, Brüssel und Kassel geprägte junge Künstlerin eine Welt, deren Landschaft sich nicht nur als unentdeckte Perle erwies, sondern deren Menschen in Anlage und Gemüt auch anders waren. Des Lebens breiter Fluss bewegte sich hier in ruhigeren Bahnen.

Alenstein selbst hatte in jener Zeit als Stadt einen ungeahnten Aufschwung von einer Kleinstadt zu einem beachtlichen Gemeinwesen mittlerer Größe gerade hinter sich und war nun unter der klugen Hand ihres Oberbürgermeisters Zülch dabei, sich stetig weiter zu entwickeln. Mit den staatlichen und kommunalen Ämtern, Schulen, einer großen Garnison und aufblühenden Wirtschaft wuchs auch eine an Kultur, Kunst und Musik interessierte Gesellschaftsschicht.

In dieses Umfeld kam Frieda Strohmberg. Sie mietete sich in der Pension von Fräulein Nitsch in der Langgasse 25 ein, wo bereits zwei Kolleginnen – Meinecke und Viertel – wohnten. Die Lehrkräfte von Lyzeum und Oberrealschule, im Gegensatz zum staatlichen Gymnasium beides städtische Anstalten, bildeten eine zwanglose Gesellschaft, in der sich vielerlei Interessen miteinander verbanden. In festen Abständen traf man sich beispielsweise zu gemeinsamen Spaziergängen durch den Stadtwald, so es die Witterung zuließ, um im ländlichen Gasthaus Oschinski in Neu-Wadang einzukehren, wo sich die vielerlei Begabungen austauschten. Es war eine vielseitig gebildete und interessierte Gemeinschaft, in die der Neuling aus dem Reich stieß

und, dank ihres bescheidenen, zurückhaltenden, feinfühligem Wesens, sehr bald auch angenommen wurde. Hinzu kam natürlich ihr Können.

In den nun entstehenden Bildern setzte sie sich mit der ostpreußischen Landschaft und der mittelalterlichen Backsteingotik auseinander und fuhr mit der schon in Kassel so erfolgreichen Porträt-Malerei fort. Ein privat eingerichteter wöchentlicher Malkursus in Zeichnen, Aquarellieren und Ölmalerei öffnete ihr schnell den Zugang zur Allensteiner Gesellschaft, wodurch sich freundschaftliche Beziehungen zur Familie Zülch und der Ehefrau des Landwirtschaftsrats Dr. August Trunz, Helene Trunz entwickelten.

In der nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Volkshochschule hielt Frieda Strohmberg zwischen 1920 und 1927 zeitweise Lichtbildvorträge über Kunstinterpretationen, wofür die Koppernikusschule die Aula und Gerät zur Verfügung stellte. Im Unterricht ihrer Mädchenklassen schlug sie für die damalige Zeit neue Wege ein. Sobald Jahreszeit und Witterung es zuließen, ging sie mit den höheren Klassen zum Malen und Zeichnen ins Freie, um das Schloss, das Hohe Tor oder die Jacobi-Kirche zu zeichnen. Die Unterstufe durfte Phantasiezeichnungen entwerfen; auch der Entwurf von Collagen war etwas völlig Neues. Kleine Schüler-Ausstellungen regten den Eifer an. Darüber hinaus übte sie in der Oberstufe Kunstbetrachtung sowie Bildbeschreibung und unterrichtete in Kunstgeschichte, alles Dinge, die über den damaligen Zeichenunterricht hinausgingen. Sie erwies sich bei ihren Schülerinnen als gute Pädagogin.

Der Stil ihres Schaffens blieb der Spätimpressionismus, ohne sich allerdings an die bekannten Vorbilder wie Max Liebermann, Ludwig Dettmann u.a. zu klammern. Ihre Motive waren aus dem Allensteiner Stadtbild gewählt, die Landschaftsbilder gaben den ostpreußischen Sommer in vielfacher Form wieder. Von Freunden gebeten machte sie manchmal kleine Ausstellungen von besonders gelungenen Bildern im Zeichensaal der Luisenschule oder der Oberrealschule, gelegentlich auch im Schaufenster des Rahmengeschäftes Wodtke gegenüber dem Rathaus und schließlich dann ebenfalls im Foyer der 1925 neu erbauten Landestheaters „Tseudank“.

Als für die Abstimmung im Regierungsbezirk Allenstein 1920 bescheidene Hefte mit Bildern und Geschichten aus dem Abstimmungsgebiet für die Wahlberechtigten gedruckt werden sollten, bat man sie um Federzeichnungen mit Allensteiner Motiven. Solche Zeichnungen hatte sie bislang nie gemacht. Sie gerieten ihr mühelos und waren sofort druckreif.

Als Frieda Strohmberg 1927 aus Allenstein fortzog, um in Berlin den Zahnarzt Dr. Albert Jacoby zu heiraten, konnte sie auf ein erfolgreiches Schaffen dieser 17 Jahre im Osten zurückschauen. Und das im Hinblick auf ihr pädagogisches Wirken in der Luisenschule wie auch in ihrem künstlerischen Wirken als Malerin. Sie hinterließ in Allenstein eine Lücke. Ihre ostpreußischen Bilder hingen in der großen Berliner Wohnung. Zwar malte sie weiter, aber nicht mehr mit der Intensität wie in Allenstein, wo es malerisch soviel Neues zu „erbeu-

ten“ gab. In Berlin galt eine andere Kunstrichtung, der Impressionismus war inzwischen vorbei. Für den dort praktizierten kritischen Stil eines George Groß oder Otto Dix konnte sie sich nicht erwärmen, sie blieb bei ihrer kultivierten Malweise, für die sich auch hier genügend Freunde fanden.

Die Jahre nach 1933 wurden für das Ehepaar zunehmend schwieriger, stammten doch beide Teile aus jüdischen Familien. 1936 emigrierten sie nach Brüssel, wo Frieda Strohmberg Jacoby ihre Malerei noch etwas fortsetzen konnte. Auf der Flucht vor

den einmarschierenden deutschen Truppen im Mai 1940 fiel sie dabei mit ihrem Ehemann einem Bombenangriff zum Opfer. Ein genaues Todesdatum ist nicht bekannt.

Von den vielen ihrer Bilder ist nur wenig gerettet worden. Prof. Dr. E-rich Trunz, der bekannte Literatur-Historiker, Herausgeber der Hamburger Ausgabe der Goethe-Werke und Sammler der Prussica-Sammlung Trunz, konnte nur noch 29 überkommene Werke der Malerin auflisten. Alles andere ist Unverstand und wirren Zeitläuften zum Opfer gefallen.

Mondnacht

Es war, als hätt der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nur träumen müßt.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

*Joseph von Eichendorf
(1788 – 1857)*

Das Musikleben Allensteins

von Karl Heinrich Danehl

In einem Führer der ostpreußischen Kreisstadt Allenstein vom Jahre 1899 geht der unbekanntere Verfasser von der „bemerkenswerten Kanalisation“ unvermittelt zum Allensteiner Kunstleben über. Hier spricht er von den Saal-Theatern und den Gartenkonzerten der vier Militärkapellen, um mit folgendem Satz zu schließen: „Den Gesang pflegen die Liedertafel, der Cäcilienverein und der Evangelische Kirchenchor.“

Das war die sogenannte „gute alte Zeit“, in Berlin ging man zu Kroll und in Allenstein in den Kaisergarten. Heute nach 33 Jahren kann mit Recht behauptet werden, daß Allenstein ein Musikleben hat und daß es wenig Städte mit gleicher Einwohnerzahl im Reich gibt, die ein derartig reges Musikleben verzeichnen können. Wie in allen Dingen gab es auch im musikalischen Leben der Stadt Allenstein ein ständiges Auf und Ab. Auf Jahre mit zehn und mehr großen Künstlerkonzerten (1921) folgten Jahre mit recht kärglichen Veranstaltungen. Fanden in einem Jahre Konzerte stets ausverkaufte Häuser, so konnten dieselben Solisten in einem anderen Jahre vor nur schwach besetzten Sälen spielen. Sieht man Zeitungsartikel und Besprechungen der vergangenen Jahrzehnte durch, so tauchen selten Kritiken über die künstlerischen Leistungen der Konzertveranstaltungen auf, sondern vielmehr wird mehr die Interessellosigkeit des Publikums kritisiert.

Zwei Faktoren bestimmen von vornherein das Musikleben unserer Stadt: Die Veranstaltungen der einheimischen Gesangsvereine und Kapellen und die Konzerte des 1896 gegründeten Konzertvereins. Von den Gesangsvereinen wären zuerst die Kirchenchöre an St. Jakobi, an Herz Jesu, an St. Josefi und der junge St.-Franziskus-Chor, sowie der Evangelische Kirchenchor zu erwähnen. Diese Chorvereinigungen, die die ältesten unserer Stadt sind, treten wenig oder gar nicht in die breite Öffentlichkeit; aber gerade sie sind es, die unter sorgender Leitung in stiller Kleinarbeit den Gesang pflegen und die Liebe zum Gesang und zur Musik in der Bevölkerung wach halten.

Daneben stehen die Chorvereinigungen, die den Kunstgesang pflegen: die Allensteiner Liedertafel, der Madrigalchor (früher Oratorienverein) und der Männerchor „Melodia“. Hier ist es stets die Weitsicht der Vereinsführer und der leitenden Dirigenten gewesen, wenn diese Chöre außerordentliches geleistet und bis zum heutigen Tage große Chorwerke und Oratorien herausgebracht haben, die wie leuchtende Meilensteine an dem schwierigen Weg des Allensteiner Musiklebens liegen. Der Name eines Mannes fehlt nie, es ist der Leipziger Arnold Klesse, der 1896 bis 1925 Dirigent der Liedertafel war, der 1903 den Oratorienverein gründete, der noch vor zwei Jahren den Allensteiner Orchesterverein ins Leben

rief und allen Vereinigungen den Stempel seines lebendigen Künstler­tums aufdrückte. Im Jahre 1911 wurde Allenstein als Ort für das Ostpreußische Provinzialsängerfest ausgewählt, eine Auszeichnung, die unserer Stadt nie wieder zuteil wurde. Dies bedeutet jedoch nicht ein Nachlassen der Kräfte der Allensteiner Chöre, sondern die Veranstaltung eines solchen Festes, das Massen von Sängern auf das Podium bringt, scheitert stets an der Saalfrage. Wir besitzen in Allenstein trotz einer Einwohnerzahl von 44 000 noch immer keinen geeigneten Saalbau und keinen Konzertsaal. Im Jahre 1911 erhielt Allenstein die für damalige Zeit gewaltigen Hallen der Gewerbeausstellung. Aber sie wurden niedergelassen und neue Säle wurden nicht gebaut. Bei allen großen Chorkonzerten erwies sich „der Saal“ des deutschen Hauses – heute Kino Kapitol – und der Theatersaal des neu erbauten Landestheaters als viel zu klein. Die größten Oratorienkonzerte fanden sonderbarer Weise während des Weltkrieges statt, wo reklamierte Künstler ein hervorragendes und billiges Solisten-Material stellten. Es gibt wohl kein Oratorium, das in Allenstein nicht zu Gehör gebracht wurde. Prachtvolle Leistungen finden wir: Ein deutsches Requiem, Schöpfung, Jahreszeiten, Elias, Heilige Elisabeth, Paulus, Messias; erst im letzten Winter hörten wir die Mattäus-Passion. Hoffentlich gelingt es einmal, alle Chöre zu einer Gemeinschaft zusammenzufassen, um Allenstein auch die größten Schöpfungen deutscher Tondichter zu vermitteln – es seien hier nur Beethovens Neunte und Wagners Parsifal erwähnt.

Vergessen wir nicht die Chöre der vielen Allensteiner Schulen und ihre Leiter, die die Schüler in die deutsche Sangeskunst einführen. Hier sind es zwei Musiklehrer, die einen Namen weit über die Grenze unserer Stadt besitzen: Bernhard Bartsch und Johannes Herrmann. Dankbar denken viele an die reizenden Konzerte des frischen Mädchenchores der Charlottenschule, den Bernhard Bartsch leitet, und dankbar sind alle Johannes Herrmann, der wieder unsere Heimatlieder entdeckte und unverzagt mit der Jugend arbeitet. Höhepunkte und künstlerische Ereignisse des Allensteiner Musiklebens sind bis auf den heutigen Tag die Künstler-Konzerte des Allensteiner Konzertvereins. Stets galt es, ein großes Defizit zu decken, für das in letzter Minute die Stadt oder die Regierung eintraten. Das ist bis zum heutigen Tag geblieben und es ist gut so, denn es verpflichtet die Veranstalter, stets nur die ersten Größen nach Allenstein zu rufen und auch für ein volles Haus besorgt zu sein. Als es einige Jahre hindurch anders war, als aus Reichsmitteln das Konzertwesen betreut und jedes Defizit gedeckt wurde, ließ die Qualität der Konzerte und damit auch der Besuch merklich nach, so daß der Konzertverein an seinen Zuschüssen starb und die junge Musikalische Arbeitsgemeinschaft die Betreuung der Konzerte in die Hand nahm. Damit hat Allenstein wieder Künstlerkonzerte, die sich würdig an die großen Abende früherer Jahre anreihen. Hörten wir doch erst in diesem Jahre wieder das Klingler-Quartett, das bereits in den Jahren 1921, 1923, 1926, 1927 und 1930 in Allenstein spielte,

sowie Edwin Fischer mit seinem Kammerorchester. Auch wird in diesem Jahre Heinrich Schlusnus wieder nach Allenstein kommen, der im Jahre 1921 sogar zweimal auf unserer Bühne stand. Nennen wir die Namen der großen Sänger: Rehkemper, Broderson (1921/1924), Jadowker (1921), Knotte (1920), Korrell (1918), Graveur (1932) und der Sängerinnen: Lotte Leonhard (1919), 1929, 1932), Emmi Leisner (1920), Julia Kulp, Frieda Leider (1917), Susanne Dessoir, Sigrid Onegin (1920), Eva Liebenberg (1932), Cläre Dux , die in Allenstein noch einmal kurz vor ihrer Abreise nach Amerika sang, so können wir wirklich stolz sein; nennen wir weiter die Cellisten: Földesy (1917) und Kolessa (1932), von den Geigenkünstlern: nur Professor Havemann (1931), Hubermann (1917,

1918, 1925), Jani Szanto (1917), Flesch (1920, 1921), Prof. Petschnikoff (1920), Alma Moodie (1932), Adols Busch (1922), aus der Schar der Pianisten: d'Albert, Kreutzer (1920), Schnabel (1919), Ansoerge (1920), Friedberg (1921, 1924, 1927), Pembaur (1922), Fischer (1921, 1931).

Auch die drei deutschen Chöre, die sich einen Weltruhm begründet haben, waren nach Allenstein gekommen. Der Leipziger Thomaner-Chor (1921), der Berliner Dom-Chor (1922, 1927) und der Magdeburger Dom-Chor (1928). So haben im musikalischen Leben der Stadt Allenstein die letzten drei Jahrzehnte eine Vergangenheit geschaffen, welche die Gegenwart verpflichtet.

*Dieser Beitrag stammt
aus dem Jahre 1935*

Sommernacht auf der Krutinna

Ein Lied erfüllt die Sommernacht,
ein Lied, das Herzen glücklich macht,
man fährt auf Gottes Spuren
durchs Zauberland Masuren.

Die Fahrt, gestakt von Baum zu Baum,
von Boot zu Boot, von Traum zu Traum,
durchs Wasserspiel, dem klaren,
ist mehr als nur ein Fahren.

Ein Lied erfüllt die Sommernacht,
ein Lied, das Menschen fröhlich macht,
man fährt auf Gottes Spuren
durchs Märchenland Masuren.

Man hört auf dem Krutinnen-Fluß,
den man von Herzen lieben muß,
geheimnisvolle Laute,
vertraut' und unvertraute.

Die Boote, lampion-bestückt,
mit Band und frischem Grün geschmückt,
in Engen und in Weiten
durchs flache Wasser gleiten.

Gert O. E. Sattler

Erinnerung an die Sopranistin Elisabeth Rose

Man hat dem Landestheater Südostpreußen nachgesagt, dass es ein „Aufsteigertheater“ gewesen sei, an dem sich junge Künstler ihre ersten Sporen verdienten. Der bekannteste unter ihnen war wohl der später als Dirigent des NDR-Sinfonieorchesters hochgeehrte Günter Wand, der in den zwanziger Jahren Kapellmeister und Korrepetitor am Landestheater war.



Als Marschallin im „Rosenkavalier“

Ich möchte heute an Kammersängerin Elisabeth Rose erinnern, die später in Leipzig und Berlin ihre großen Jahre als Sängerin und Gesangspädagogin hatte und Ehrenmitglied der Deutschen Staatsoper Unter den Linden ist. Auch ihre Karriere begann am Landestheater in Allenstein. Im Jahre 1943 wurde die gebürtige Er-

furterin vom Intendanten Franz-Joseph Delius für das Fach Oper und Operette engagiert.

Ihre Antrittspartie war die Leonore aus dem „Troubadour“. Partner in dieser von Delius selber inszenierten Aufführung waren u.a. der Tenor Alessandro Remo als Manrico und die Altistin Elisabeth Aldor von der Königsberger Oper als Azucena; die musikalische Leitung hatte Walter Blaich. Es folgten noch in der gleichen Spielzeit 1943/44 die Pamina in der „Zauberflöte“, die Mutter in „Hänsel und Gretel“ und die Eurydike in „Orpheus und Eurydike“. In der Operette sang sie die Saffi im „Zigeunerbaron“. Sie wirkte außerdem in mehreren Schlosskonzerten und Bunten Abenden mit. Für eine Anfängerin war das schon ein riesiges Programm, das die damals Fünf- und zwanzigjährige offenbar ohne Schwierigkeiten bewältigen konnte Vor allem aber: Sie kam beim Theaterpublikum an und hatte hervorragende Kritiken.

So schrieb Erich M. Klemer in der AZ vom 2.9.43: „In Elisabeth Roses Leonore erlebt man eine sehr feinsinnige und beseelte Verkörperung der anspruchsvollen Partie, für die sie bedeutende Mittel einzusetzen weiß. Ein sicheres Stilgefühl, das Leidenschaft, Hingabe und Klage im natürlichen Glanz der Stimme vereint, wird der dramatischen Bewegung wie der Kantilene gerecht, und auch die mannigfachen Kadenzen und Skalen zeigen vorteilhaft die schönen gesanglichen Möglichkeiten und die hohe Kultur der Sängerin.“

Dieser verheißungsvolle Beginn ihrer Karriere fand aber im Kriegssommer 1944 durch die von Goebbels verfügte Schließung aller Theater vorerst ein jähes Ende. Die Künstlerinnen und Künstler und auch das Theaterpersonal wurden dienstverpflichtet bzw. zur Wehrmacht eingezogen. Frau Rose kam als Dienstverpflichtete in eine Waffenfabrik nach Erfurt. Hier stand sie in Wechselschichten von je 12 Stunden an der Maschine und musste Gewehrteile stanzen. Sie sagte in einem Interview über diese Zeit: „Vor mir hing an der Wand ein Bild Beethovens mit dem Spruch: ‚Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, niederbeugen soll es mich nicht.‘ Das gab mir Kraft und war für mich eine der größten Hilfen in dieser erbarmungslosen Zeit von Krieg und Vernichtung.

Nach Kriegsende fand Frau Rose in Stralsund wieder Anschluss an das Theater. Danach folgten ein Engagement in Magdeburg und „ihre“ zehn wichtigen Jahre in Leipzig. Max Burghardt holte sie nämlich 1950 an das Leipziger Opernhaus. Sie sang dort im jugendlich-dramatischen Fach bis zum Zwischenfach alle großen Opernpartien unter so prominenten Dirigenten wie Konwitschny, Seydelmann, Abendroth, Kempe und Bongartz. Mit Regisseuren wie Heinrich Voigt, Friedrich Ammermann und Joachim Herz, die ebenfalls zur Spitzenklasse zählten, hat sie zusammen gearbeitet. Auslandsgastspiele führten sie nach Finnland

und Rumänien; Rundfunk- und Schallplattenaufnahmen folgten. Hier in Leipzig wurde sie auch zur Kammer­sängerin ernannt.

Inzwischen wechselten Max Burghardt als Intendant und Franz Konwitschny als Generalmusikdirektor an die Staatsoper Unter den Linden nach Berlin und holten im Jahre 1960 auch Elisabeth Rose nach Berlin an die Staatsoper, wo sie bis zu ihrem Ausscheiden im Jahre 1978 nicht nur ein umfangreiches, überwiegend klassisches Repertoire gesungen hat, sondern auch als begehrte Musikpädagogin an der Berliner Hochschule für Musik ihren reichen Erfahrungsschatz an die jüngere Generation weitergeben konnte.

Eine tiefe Enttäuschung ist geblieben. Der Mauerbau im August 1961 war der zweite Eingriff der Politik in ihren Weg als Künstlerin nach dem ersten mit der Schließung der Theater im Jahre 1944. Ihre Hoffnungen auf weitere Gastspiele in Westberlin und in der Bundesrepublik musste sie aufgeben, ein Schicksal, das sie mit vielen bedeutenden Künstlern aus der ehemaligen DDR teilt. Heute lebt Frau Rose in Berlin. In Gesprächen mit ihr spielt die Allensteiner Zeit immer wieder eine wichtige Rolle. Sie hat die Stadt und ihre Menschen, mit denen sie sich sehr verbunden fühlte, nicht vergessen.

*Horst Kolberg, Pastor i.R.
Paul-Ehrlich-Str. 17 c,
30952 Ronnenberg*



Programm – Vorderseite

fernruf: Intendanz und Verwaltung 3037 · Fernruf: Kasse 2822

Bei flieger=Alarm werden alle Theaterbesucher der Saalplätze, die ungerade Sitznummern haben (rechte Seite), von den Ordnern in die Luftschubräume des Bühnenhauses geführt. Alle übrigen Besucher müssen sofort die Treudankgaststätten und Nebenräume aufsuchen. Den Anordnungen der Ordner ist Folge zu leisten. Garderobe wird ausgegeben.



Intendanz des Landestheaters. Entwurf: Kurt Sierist. Druck: Allensteiner Zeitung

Programm – Rückseite

Auch das gehörte in dieser Zeit zum Theaterbesuch.

Der Allensteiner Professor Dr. Erich Trunz

Einer der großen Literaturwissenschaftler des 20. Jahrhunderts

von Kurt Dzikus

Professor Dr. Erich Trunz wäre am 13. Juni 2005 einhundert Jahre alt geworden. Sein wissenschaftliches Erbe gipfelt in seiner „Goethe-Edition“, der sogenannten „Hamburger Ausgabe“ in 14 Bänden, mit der er weit über die Grenzen der fachkompetenten Literaturwissenschaftler auch bei allen Liebhabern der poetischen Werke Goethes im Inland sowie im Ausland bekannt geworden ist. Der letzte Druck erfolgte im Goethe-Jahr 1998 im renommierten Beck-Verlag in einer bibliophilen Ausstattung sehenswürdiger Güte.

Der Verfasser dieser biographischen Skizzen lernte als junger Student der Germanistik, nachdem er als Abiturient des „Städtischen Gymnasiums für Jungen“ in Gelsenkirchen-Buer, das sich heute „Max-Planck-Gymnasium“ nennt, erfolgreich verlassen hatte, im Sommersemester 1954 an der Universität Münster Professor Erich Trunz kennen. Eine Zuneigung bei dem Studiosus zu seinem akademischen Lehrer war geboren, obwohl er bei der großen Menge der Studierenden unbemerkt geblieben ist. Geschätzte Vorlesungen, Seminare und Fleißprüfungen mit persönlichen Begegnungen ließen dann die Absicht reifen, bei Erich Trunz das anstehende Staatsexamen zu machen. Doch nach dem Sommersemester 1957 verließ Professor Trunz die Universität Münster, weil er in Kiel einen Ruf auf den literaturwissenschaftlichen Lehrstuhl angenommen hatte.

Danach erfuhr der akademische Schüler nur noch gelegentlich von dem Tun seines Lehrers. Nach den notwendigen Examina in Münster wurde der Germanistikstudent Deutschlehrer am Max-Planck-Gymnasium in Gelsenkirchen-Buer. Durch die Begegnung mit der Patenschaft zwischen dem Max-Planck-Gymnasium und dem Allensteiner Gymnasium erfuhr der junge Gymnasiallehrer, dass Professor Erich Trunz Ostpreuße und Allensteiner war. Bemühungen, Erich Trunz für eine Festveranstaltung aus Anlass der Allensteiner Wiedersehenstreffen in Gelsenkirchen zu gewinnen, scheiterten allerdings. Doch es ergab sich eine erfreuliche Begegnung zwischen Lehrer und Schüler am 9. März 1982 in Gelsenkirchen, als Professor Erich Trunz mit dem „Nicolaus-Copernicus-Preis“ als achter Träger geehrt wurde. Dieser Kulturpreis wurde damals gemeinsam von der Stadt Gelsenkirchen und der Allensteiner Stadtgemeinschaft verliehen.

Es ist bedauerlich, dass diese Idee einer Ehrung für hohe kulturelle und wissenschaftliche Leistungen in Gelsenkirchen verlorengegangen ist. Damals, am 9. März 1982, erfolgte die Verleihung im überfüllten Heimatmuseum „Der Treudank“ in Gelsenkirchen. Die Laudatio auf Erich Trunz hielt Professor Dr. Jörn Göres vom Goethe-Institut in Düsseldorf. „Der Treudank“ hat später nie mehr eine solche Präsenz von bedeutenden



Erich Trunz (rechts) mit dem Nicolaus-Copernicus-Preis

Prominenten aus Politik, Kultur und dem Bereich der Kirchen erlebt. Die Eintragung ins „Goldene Buch“ der Stadt Allenstein dokumentiert dieses Ereignis.

Nach diesem Festakt vergingen wiederum etliche Jahre, bis sich in den 90er Jahren der Schreiber dieser Zeilen und sein akademischer Lehrer Erich Trunz in einem regelmäßigen Briefwechsel erneut begegneten. Seit dieser Zeit blieb die briefliche Kommunikation bis zum Ableben des bedeutenden Literaturwissenschaftlers bestehen. Der letzte Brief an mich ist datiert vom 7. Januar 2001. Ich hatte oft „meinen Professor“ gebeten, Lebenserinnerungen zu veröffentlichen; er blieb allerdings sehr zögerlich. Er verwies auf bekannt Biographisches, das vor allem

sein Schüler Professor Dr. Alfred Kelletat bei vielen Anlässen dargestellt hat. Ich zitiere darum aus seinem an mich gerichteten Brief vom 7. Januar 2001: „Da ich nichts Autobiographisches veröffentlichen wollte, habe ich zwei ostpreußische Dinge nur als Manuskript hier. Kelletat hat sie seinerzeit gekannt und hat sie in dem, was er über mich geschrieben hat, sogar erwähnt. Das eine ist ‚Ostpreußische Jugenderinnerungen‘, ein kleines Heft, handschriftlich mit Zeichnungen dazu. Das andere ist ein Schreibmaschinen-Manuskript von 42 Seiten, ‚Erinnerungen an Teistimmen‘. Mein Jugendfreund v. Schlußner wuchs auf diesem Gut auf, ich war oft dort.“ Fast 96-jährig verstarb Professor Erich Trunz am 26. April 2001 in der Universitätskli-

nik in Kiel. Die Familie hat mich wissen lassen: „Dort ist er am 26. April still eingeschlafen.“ Beigesetzt wurde Erich Trunz auf dem Zentralfriedhof in Münster. Ich, sein Schüler, durfte mit seiner Familie und einigen Freunden ihn auf seinem letzten Weg begleiten.

Ein Hochschullehrer kehrte in die Stadt zurück, an deren Universität er einige Jahre wissenschaftliche tätig war und lehrte.

Ein Ostpreuße wurde ein Westfale!
Ein Allensteiner fand seine letzte Ruhestätte in Münster!

In memoriam Erich Trunz.

Schillers Glocke

vom Max Worgitzki

nach dem Gedächtnis aufgeschrieben von Prof. Erich Trunz

Festgemauert in der Erden
steht sich Form, aus Lehm gebrannt.
Wart man – wird sich Glock schon werden,
immer fest gespuckt in Hand.
Rinnt der Schwitz dem Puckel runter,
wird sich Mensch erst richtig munter;
viel Geschabber braucht er nicht,
wenn er man dem Schnapsche kriegt.

Menschlich Leben ohne Glock
ist wie Pfarrer ohne Rock.
Jüngling sieht sich Mädchen stehn,
spricht er: Lieblich anzusehn.
Doch der Wahn liegt bald im Dreck,
Hochzeitsglocke bläst ihm weg.
Wird sich Kindchen erst geboren,
schlägt der Glock ihm um die Ohren.
Kindchen schreit bei Wassertaufen;
Vater freut sich, kriegt zu saufen.

Wird der Mensch erst größer nu,
schlägt der Glock ihm immerzu.
Schlägt in frühster Morgenstund:
Wirst nu aufstehn, fauler Hund?
Mittags freut ihm Glockenton:
Komm, der Kumst is fertig schon.

Erst wenn er nach dem Tage schwitzt,
Mensch vergnügt im Kruge sitzt,

kann er saufen, wie er will –
guter Glocke, is er still!
Stört ihm nich bei Mitternacht,
stört ihm nich, wenn Morgen tagt.
Saufen schönster Zeitvertreib –
ganz egal, wenn Pfarrer schreit.

Also is sich menschlich Leben
ganz von Glockenton umgeben:
Wenn im Dorfe Feuer ist,
oder Mensch wird Spartakist;
wegen edle Brüderei
haut dem Schädel ihm entzwei.
Wird verrückt selbst Weibstück dann,
haut mit Besen eignem Mann.
Weint sich Mensch, schreit Mensch Hurra,
immer is sich Glocke da;
und kommt endlich Tod, der Racker,
führt ihm Glock zum Gottesacker.

Fertig is dem Glocke dann
und fängt nu von vorne an.
Geht sich in Masuren schneller
als bei ollem selgem Scheller.
Bloß – wie soll sein Name sein ?
Cuncurdia soll sein Name sein.
Zwar, was is, das weiß ich nicht.
Schad nuscht – is sich gut so der Gedicht.
Aus.

H.-J. Wischnewski, ein Allensteiner mit Profil



Schon am Abend des 24. Februar 2005 erfuhr die Öffentlichkeit, dass der bekannte Politiker und ehemalige Bundesminister Hans-Jürgen Wischnewski 82-jährig am Nachmittag in der Kölner Universitätsklinik verstorben sei. Politiker aller demokratischen Parteien setzten in ihren Nachrufen dem Menschen mit einer bewunderungswürdigen politischen Tatkraft, Hans-Jürgen Wischnewski, ein berechtigtes ehrendes Denkmal. Die Allensteiner dürfen auf diesen großen Sohn ihrer Vaterstadt ebenfalls stolz sein. Am 24. Juli 1922 wurde Hans-Jürgen Wischnewski in Allenstein geboren. Historische Merkwürdigkeit ist, dass der Vater als Zollbeamter von Gelsenkirchen nach Allenstein versetzt worden war. Es scheint eine geheimnisvolle historische Affinität zwischen Allenstein und Gelsenkirchen zu geben: Gelsenkirchen und Allenstein/Olsztyn –

Stadt einer Patenschaft und zur gegenwärtigen Zeit Partnerstädte, wie die „Vereinbarung zur partnerschaftlichen Zusammenarbeit“ vom 18. September 2004 es dokumentiert.

Hans-Jürgen Wischnewski erlebte die ersten fünf Jahre seiner Kindheit in seiner ostpreußischen Geburtsstadt. Im Jahre 1927 musste die Familie nach Berlin übersiedeln. Dort besuchte der Knabe die Volksschule und der Heranwachsende das Gymnasium. Er konnte noch – allerdings bereits während des Krieges – im März 1941 am Theodor-Körner-Realgymnasium in Berlin sein Abitur machen. Doch danach wurde er – wie nahezu alle 18-Jährigen und 19-Jährigen in jenen Tagen – zunächst zum „Arbeitsdienst“ und dann zur Wehrmacht eingezogen. Der junge Soldat wurde schon früh zur Ostfront abkommandiert. In einem Gespräch im „Bayerischen Rundfunk“ aus dem Jahre 2002 erzählte er von seinem Erlebten: „Ich bin damals bis zum Kaukasus gekommen, und wenn ich heute von den Auseinandersetzungen dort lese, dann muss ich immer daran denken, dass ich dort überall bereits gewesen bin.“

Gegen Ende des Krieges wurde Hans-Jürgen Wischnewski Oberleutnant bei den Panzergrenadiern und damit blutjung zu einem verantwortlichen Kompaniechef. Bei Kriegsende geriet er in amerikanische Gefangenschaft. Nach einer kurzen Zeit dort wurde er nach Niederbayern verschlagen. Dort war er zunächst Metallarbeiter. Dabei wurde sein politisches Interesse früh geweckt: als

Mitglied der Gewerkschaft IG Metall und seit August 1946 als Mitglied der SPD. Eine Ausbildung zum Gewerkschaftssekretär begann er 1952; dadurch kam er nach Köln. Somit wurde Köln seine neue Heimat, der er bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Als er 1957 Vorsitzender der Kölner SPD wurde, war der politische Weg vorgezeichnet. Im Jahre 1957 – noch in der Adenauer-Ära – wurde er Mitglied des Deutschen Bundestages. Bis zu seinem Abschied 1990 blieb er dann bei vielen Fragen und Problemen 33 Jahre bewegender Abgeordneter in dem legislativen Gremium unserer demokratischen Staatsordnung. Zahlreiche Aufgaben und Positionen übernahm er verantwortlich und war anerkannter politischer Sachkenner in vielen Bereichen.

In den Ländern des „Nahen Ostens“ und in Algerien konnte er sich in gefährlichen und dramatischen Konfliktfällen eine anerkennende Autorität erwerben; vielen bedeutenden Persönlichkeiten im Ausland wurde er dadurch sogar zum Freund. Unter seinem liebevoll gemeinten Spitznamen „Ben Wisch“ war er in der Welt fast bekannter als mit seinem Namen Hans-Jürgen Wischniewski. Seine größte menschliche und politische Leistung vollbrachte er jedoch, als er mit Hilfe der „GSG-9“ unter dem Kommando des Oberst Wegener die Geiseln aus der von Terroristen entführten Lufthansa-Maschine „Lands hut“ im Oktober 1977 im somalischen Mogadischu befreien konnte. In dem bereits erwähnten Interview erzählte Hans-Jürgen Wischniewski von diesen dramatischen Minuten der Erstürmung in einer überzeu-

genden tiefen Weise, die fern ist von dem zuweilen nichtssagenden Geplapper vieler Politiker: „Als der Sturm dann aber begann, bin ich in eine Ecke gegangen, in der mich niemand sehen konnte, und habe gebetet.“

Über sein Leben bestimmende erzieherische Kräfte hat Hans-Jürgen Wischniewski selbst berichtet: „Mein Elternhaus war preußisch-protestantisch. In der Nazi-Zeit war meine Mutter in der ‚Bekennenden Kirche‘ aktiv. Zum Jahresprogramm gehörte aber auch jedes Jahr der Besuch in Sanssouci bei Friedrich dem Großen. Wir waren also schon eine ausgeprägt preußische Familie. Wobei die Preußen natürlich nicht nur Schlechtes taten, sondern auch sehr viel Gutes geleistet haben. Sie waren großzügig bei der Aufnahme von Fremden, wenn man zum Beispiel an die Hugenotten denkt, Namen wie de Maizière oder andere. Das hat das Leben in unserer Familie in sehr starkem Maße bestimmt, und in dieser Hinsicht bin ich auch erzogen worden. Ich hatte ein politisches Elternhaus, das freilich preußisch geprägt war. Ich wollte damals ins ‚Jungvolk‘ eintreten, aber mein Vater hat gesagt, dass das überhaupt nicht in Frage käme. Später musste ich aber eintreten; denn das ist dann ja zur Staatsjugend geworden. Ich mache auch gar kein Hehl daraus, dass es sogar Spaß gemacht hat. Darauf haben sich die Nazis tatsächlich verstanden: Wir machten Fahrten, hatten Zeltlager usw. Welcher junge Mensch macht das nicht gerne, wie ich ganz offen sagen muss? Das hat mir jedenfalls gefallen, und es wäre unredlich, wenn ich sagen

würde, dass das ganz schrecklich gewesen wäre. Ich bin aber auch jeden Sonntag zum Kindergottesdienst gegangen; denn meine Familie war ja auch sehr protestantisch.“ In Fülle könnten lobende und ehrende Worte, die wir nach dem Ableben von „Ben-Wisch“ gelesen und in Deutschland und in der Welt gehört haben, zitiert werden. Auch Ehrungen und Verleihungen könnten die Wertschätzung hervorheben. Vielleicht wird aber die Erinnerung lebendiger erhalten, wenn nur einige bedeutende Auszeichnungen genannt werden. Im Jahre 1999 wurde Hans-Jürgen Wischnewski Ehrenbürger der Stadt Bethlehem. Und Georg Hermanowski – auch ein Allensteiner – hat

in seinem „Ostpreußen-Lexikon“, das in der ersten Auflage im Adam Kraft Verlag Mannheim 1980 erschienen ist, in dem letzten Satz des lexikalischen Artikels über Hans-Jürgen Wischnewski in bewundernswürdiger Weise geschrieben: „Nachdrücklich bekennt er sich zu dem preußischen Grundsatz „Ich diene“. Von Hans-Jürgen Wischnewskis Publikationen sollte genannt werden: „Reden über das eigene Land: Deutschland“, München 1989, Bertelsmann-Verlag. Beigesetzt wurde Hans-Jürgen Wischnewski auf dem Kölner Melaten-Friedhof an der Seite seiner Frau Gika.

Kurt Dzikus

Die Ladung

Im Rechtsstreit Kalweit gegen Grzan kam's auf die Zeugin Tolksdorf an. Trotz Ladung zum Beweistermin die Zeugin aber nicht erschien.

Der Richter dacht' schon voll Verdross an einen Ordnungsgeldbeschluss, als er in seinem Aktenband dann doch noch dieses Schreiben fand:

„Verehrtes hohes Amtsgericht!
Ich komme zum Termine nicht.
Ich komme vielmehr demnächst nieder.
Doch melde ich mich danach wieder.
In fünf, sechs Wochen ist's soweit.
Ich gebe, wie gesagt, Bescheid.“

Der Richter hat drauf für acht Wochen den Rechtsstreit erst mal unterbrochen. Doch noch vor Ablauf dieser Frist dies Schreiben eingegangen ist:

„Verehrtes hohes Amtsgericht!
Ein Junge ist's, sechs Pfund Gewicht.
Ich fühle frei mich von Beschwerden und kann jetzt neu geladen werden.“

Der Richter lächelt drob verschmitzt. Zum Ref'rendar, der bei ihm sitzt, reicht er die Akten vis-à-vis:
„Das, Herr Kollege, machen Sie!“

Ernst Jahnke

Die bekennende Evangelische Kirchengemeinde in Allenstein 1933-1945

Der Beginn des Kirchenkampfes in der Evangelischen Kirche der Alt-preußischen Union und innerhalb der Ostpreußischen Provinzialkirche 1933/34

Von Pfarrer i.R. Wolfgang Finger

Wenn Hitler in seiner Rede vom 23.3.1933 die sittliche Bedeutung der beiden christlichen Konfessionen für das Volksleben betont und im Sommer eine Kircheneintrittsbewegung mit Massentrauungen von Mitgliedern der NSDAP und Taufen ihrer Kinder inszeniert hatte, dann konnte Superintendent Wedemann betroffenen fragen: „Wer wollte es da verantworten, die Kirchentüren vor den Massen des Volkes zu verschließen?“ (Ernst Wedemann: Lebenserinnerungen, unveröffentlicht, S. 204). Doch bei den nun mit atemberaubendem Tempo erfolgenden weiteren Maßnahmen der NSDAP stellten sich die anfänglichen Aussagen Hitlers als eine bewußte Täuschung heraus. Sein Ziel war „ein Reichskonkordat für die deutschen Katholiken und eine einheitliche Reichskirche für die Protestanten, um damit die beiden großen Kirchen je auf ihre Weise mit dem Dritten Reich zu verbinden und alle oppositionellen Ansätze von dieser Seite auszuschalten.“ (Klaus Scholder: Die Kirchen und das Dritte Reich, S. 11). Und „bald ließ der Löwe, der zunächst mit Samtpfoten aufgetreten war, seine Krallen spüren“ (Wedemann, a.a.O.): So wurden die Reichskirchenwahlen vom 23. Juli 1933 durch den massiven Einsatz

der Partei für die sog. „Deutschen Christen“, einer ihrer zahlreichen Nebenorganisationen, zu einem großen Erfolg für diese. Darüber hinaus war der am 26. Mai 1933 gerade zum Reichsbischof gewählte Betheler Pastor, Fritz von Bodelschwingh, wegen angeblicher politischer Unzuverlässigkeit zum Rücktritt gezwungen und auf der Nationalsynode der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) am 27. September 1933 durch Ludwig Müller, vorher Wehrkreispfarrer in Königsberg und glühender Verehrer Hitlers, ersetzt worden. Ähnliches ereignete sich in Königsberg, wo der Generalsuperintendent der Ostpr. Provinzialkirche, Dr. Gennrich, amtsenthoben und der in Ostpreußen völlig unbekannte – zuweilen gewalttätige – Nationalsozialist Fritz Kessel am 5. Oktober 1933 zum Bischof von Königsberg ernannt worden war.

Freilich formierte sich auch die bekennende Opposition innerhalb der Evangelischen Kirche auf verschiedenen Ebenen. Vor allem hatte das mutige Verhalten der Gruppe „Evangelium und Kirche“, zu der auch der Berliner Pfarrer Martin Niemöller gehörte, auf der preußischen Generalsynode vom 5./6. September 1933 in Berlin Signalwirkung auch auf Ostpreußen gehabt. Die Einführung

der „politischen Zuverlässigkeitsklausel“ und des „Arierparagra-phen“ in die kirchliche Gesetzgebung wurde von ihr als Versuch, Staat und Kirche „gleichzuschalten“, strikt abgelehnt, ehe sie die Tagung der sog. „braunen Synode“ aus Protest geschlossen verließ. Durch dieses Ereignis und die anschließende Gründung des Pfarrernotbundes hatte der Kirchenkampf und die Sammlung bekennender Gemeinden zur Bekennenden Kirche (B.K.) im Gegensatz zu den Deutschen Christen (D.C.) in Preußen begonnen. Um Letzteres zu verhindern, reagierte die neue D.C.-Kirchenleitung in Ostpreußen mit Beginn des Jahres 1934 darauf mit Verhaftungen, Amtsenthebungen und Zwangsversetzungen bekenntnistreuer Pfarrer und Superintendenten. So wurde der spätere Allensteiner Superintendent Fritz Rzadtki, gerade nach sechs Wochen Haft im Konzentrationslager Sonnenburg in seine Gemeinde Schneidemühl zurückgekehrt, nach Turoscheln (Masuren) strafversetzt. Der Pfarrernotbund aber hatte durch Vorträge in den Gemeinden, auch in Allenstein, mit Aufklärung und Werbung für die B.K. begonnen. Zur gleichen Zeit wurde „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“, eine antichristliche neuheidnische Propagandaschrift auf rassistischer Grundlage, in die breite Öffentlichkeit gebracht. Alfred Rosenberg war der Verfasser und als Chefideologe der NSDAP mit der Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung der Partei und der ihr gleichgeschalteten Verbände, einschl. der Deutschen Christen, am 24. Januar 1934 beauftragt worden.

Demgegenüber wurde die Synode der Bekennenden Kirche in Barmen (29.-31. Mai 1934) das herausragende historische Ereignis des begonnenen Kirchenkampfes! Ihre Bedeutung liegt vor allem in der Theologischen Erklärung zur gegenwärtigen Lage der Deutschen Evangelischen Kirche! (vgl. AHB Weihnachten 2004, S. 20). Ihre situationsbezogenen Aussagen zur Bibel und den reformatorischen Bekenntnissen waren glaubensstärkend und richtungweisend für den Einzelnen und für die Gemeinschaft bekennender Gemeinden im weiteren Verlauf des Kirchenkampfes gegen die Ideologie und den Terror der Nationalsozialisten und ihrer „Deutschen Christen“.



Superintendent Wedemann

Auch zwischen Ernst Wedemann, dem über Allenstein hinaus hoch geachteten Superintendenten des ermländischen Kirchenkreises Allenstein

und dem gerade für Ostpreußen eingesetzten D.C.-Bischof Fritz Kessel kam es bald zu tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten. Dies erläutert Wedemann in einem Schreiben vom 8. November 1934 an das Konsistorium in Königsberg so: „Das Reichskirchenregiment hat seit Juli 1933 Gewalt und Willkürherrschaft aufgerichtet. Ich bin zum Superintendenten berufen worden von einer Kirchenbehörde, die bewußt auf dem Boden der Heiligen Schrift des Alten und des Neuen Testaments und der Bekenntnisse der Evangelischen Kirche stand. Das jetzt bestehende Kirchenregiment habe bewiesen, daß es diesen Boden verlassen habe. Ich könne es daher nicht mehr als die Behörde anerkennen, der ich Gehorsam schuldig sei. Die Antwort, die ich aus Berlin zu erwarten hatte, konnte nur in meiner Absetzung bestehen. Da fügte sich's so wunderbar, daß gerade in diesen Tagen das unparteiische Gutachten eines vom Staat berufenen Juristen erschien, daß alle Gesetze, Verordnungen und Verfügungen, die der Reichsbischof erlassen hatte, rechtsungültig seien und daß dadurch die Kirchenleitungen von Reichsbischof Müllers Gnaden das Recht zum Bestehen verloren hatten.“ (Wedemann, a.a.O., S. 205 f.). Folglich unterblieb auch die Absetzung von Superintendent Wedemann, wengleich sich der Druck des NS-Staates auf die Vertreter der Kirchen und auf das Gemeindeleben in Allenstein ständig erhöhte. Ungeachtet dieser ganz realen Bedrohungen evangelischer Geistlicher durch die Nationalsozialisten hatte sich am 29. Oktober 1934 die ostpreußische Bekenntnissynode gebil-

det, zu der Pfarrer und Gemeindeglieder gehörten, ebenfalls der ostpreußische Bruderrat. Zu diesen neuen kirchenleitenden Gremien der Bekennenden Kirche und zu führenden Persönlichkeiten wie Pfarrer Martin Niemöller u.a. hatte die „Kirchliche Arbeitsgemeinschaft“ in Allenstein durch Landgerichtsrat Kramer und Kaufmann Reizuch Verbindung aufgenommen. Beide Männer waren engagierte Glieder der Kirchengemeinde und gehörten schon lange vor 1933 dem „Bekennerbund der Kirche“, einer Gruppe bewußt christlicher Laien Südostpreußens im Gegensatz zu den zahlreichen „völkischen“ Bewegungen jener unruhigen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg an.



Pfarrer Wilhelm Finger
 geb. 12.12.1881 in Johannisburg/Ostpr.
 gest. 9.10.1958 in Hildesheim
 Gemeindepfarrer in Allenstein vom
 1. Advent 1925 bis 21.1.1945

Gemeinsam mit Superintendent Wedemann, Pfarrer Finger und Pfarrer Schwede ergriffen sie die Initiative zur Bildung eines vorläufigen Bruderrates und einer Großveranstaltung der B.K. Dazu mieteten sie für den 25. November 1934 den größten öffentlichen Versammlungsraum, den es in Allenstein gab. Landgerichtsrat Kramer schrieb am 27. März 1935 darüber an Pfarrer Niemöller: „Nachdem uns eine Versammlung politisch verboten war, zogen wir in die Pfarrkirche, die bis auf den letzten Platz gefüllt war. Danach hat die Mitgliederzahl, anhand der ausgegebenen „Roten Mitgliedskarten“, die 1000 überschritten und die Gemeinde ist wach und lebendig . . . Die Deutschen Christen, die zunächst die Oberhand hatten, führen ein kümmerliches Schattendasein“ (vgl. Hugo Link: Der Kirchenkampf in Ostpreußen, S. 34).

Diese überwältigende „Parteinahme“ für die Sache des Evangeliums konnte die evangelischen Christen in Allenstein leider nur für kurze Zeit mit Freude erfüllen; denn die Gestapo – eine durch den NS-Staat neugeschaffene Polizeieinheit – ließ mit ihrem gezielten Terror gegen Gemeindeglieder und Pfarrer nicht lange auf sich warten: So wurde Landgerichtsrat „Kramer seines Amtes enthoben, war eindreiviertel Jahre ohne Gehalt, kam aber durch seinen Bruder, den Jägermeister, der sich bei Göring für ihn eingesetzt hatte, wieder in sein Amt. Kaufmann Reizuch, der Leiter der Landeskirchlichen Gemeinschaft, wurde geschäftlich geschädigt, durfte keine Lehrlinge einstellen und von der Partei diffamiert.“ (vgl. H. Link, a.a.O., S. 94 f.). Ähnlich er-

ging es Regierungsoberinspektor Kranzhöfer und Telegraphen-Oberinspektor Fidorra. Als Mitglieder des „Ostpreußischen Gebetsvereins“ und der Bekennenden Kirche mußten sie sich von der Gestapo beobachten und verhören lassen. Ganz nüchtern und eindeutig beurteilt Superintendent Wedemann die damalige Situation der Evang. Kirche in Allenstein und darüber hinaus, wenn er schreibt: „Alles stand bei dieser neuen Gestaltung der Dinge nach wie vor zur B.K., was den Glaubensgrund und die Amtsführung anbetraf. Es begann der Kirchenkampf, eine Bewegung, die als Waffen nur das Wort Gottes, ein unerschütterliches Bekenntnis zum Evangelium und Leidensbereitschaft hatte.“ (We., S. 205). Ja, Leidensbereitschaft und Zivilcourage sind in der Folgezeit die starken Tugenden gewesen, die Gemeindeglieder und Pfarrer gegenüber Vertretern des NS-Staates gezeigt haben. Denn es wurden oft stundenlange Hausdurchsuchungen in den drei Pfarrwohnungen durchgeführt, um festzustellen, ob Schriften der B.K. gelesen und zur Verteilung aufbewahrt wurden. Das waren Methoden, die die ganze Pfarrfamilie in Angst und Schrecken versetzt haben.

Immer mehr Pfarrer, Hilfsprediger und Vikare der ostpreußischen Bekennenden Kirche wurden mit Redeverbot, Amtsenthebung oder Haft bestraft. Von heute auf morgen standen sie und ihre Familien mittellos da. Also wurden Kollekten für die Betroffenen gesammelt, obwohl das Reichsgericht diese rechtswirksam verboten hatte. „Nach einer Razzia auf verbotene Kollektengelder saß

eine größere Anzahl von Pfarrern und Superintendenten im Allensteiner Gefängnis. Gendarmen mußten sie einliefern. Ich selber und Pfarrer Finger wurden in diesem Zusammenhang von der Gestapo festgenommen mit der Beschuldigung, für die Bekennende Kirche gesammelt zu haben. Wir hatten Gelder, die auf dem Altar niedergelegt waren, zur Unterstützung der Bekennenden Kirche nach Hause genommen, um sie an ihren Bestimmungsort abzuführen. Wir wurden verhaftet und dem

Gericht überwiesen. Wir befanden uns also im Anklagezustand. Der Richter ließ uns frei nach sechsstündiger Haft. Wir wurden verurteilt, 400 RM Strafe zu zahlen. Nach einiger Zeit wurden wir durch eine Amnestie von dieser Strafe befreit.“ (We., S. 206 f.). Beide Geistliche galten aber als vorbestraft. Welch eine Behandlung dieser unbescholtenen, ehrsamen Persönlichkeiten unserer Heimatstadt!

(wird fortgesetzt)

Der Sommer

Weißt du, wie der Sommer riecht?
Nach Birnen und nach Nelken,
nach Äpfeln und Vergissmeinnicht,
die in der Sonne welken,
nach heißem Sand und kühler See
und nassen Badehosen,
nach Wasserball und Sonnenkrem,
nach Straßenstaub und Rosen.
Weißt du, wie der Sommer schmeckt?
Nach gelben Aprikosen
und Walderdbeeren, halb versteckt
zwischen Gras und Moosen,
nach Himbeereis, Vanilleeis
und Eis aus Schokolade,
nach Sauerklee vom Wiesenrand
und Brauselimonade.
Weißt du, wie der Sommer klingt?
Nach Vogelweise,
die durch die Mittagsstille dringt:
Eine Lerche zwitschert leise,
dumpf fällt ein Apfel in das Gras,
der Wind rauscht in den Bäumen.
Ein Kind lacht hell,
dann schweigt es schnell
und möchte lieber träumen.

Die Marjell mit dem Medizinball

von Hans-Ulrich Stamm

Mit Ostpreußen verhält es sich ein wenig wie mit dem amerikanischen Bundesstaat Texas: An beiden Stellen der Erde gibt es nach Meinung der Ostpreußen wie der Texaner eine Reihe von Dingen, die größer oder schöner sind als anderswo – oder gar beides. In manchen Fällen mag das eine liebenswürdige Übertreibung sein, doch vom ostpreußischen Sommer läßt sich mit Gewißheit sagen, daß er tatsächlich meist schöner war als anderenorts. Wer könnte zum Beispiel einen Sommer an der Samlandküste aus seinem Gedächtnis streichen mit Tagen, an denen die Sonne fast während ihres ganzen Laufes senkrecht über dem Land zu stehen schien. Eine Sonne von nahezu unwirklicher Intensität, wie man sie in diesen nördlichen Breiten nie vermutet hätte. Eine Sonne, die förmlich greifbar wurde, wenn man aus dem Schatten des Waldes oder der Gärten hinaustrat an den freien, breiten Strand – und schmerzhaft spürbar, wenn man sich dort voreilig die Schule auszog.

Ein solcher Sommer war es auch, in dem Hans der Marjell mit dem Medizinball zum erstenmal begegnete. Es war bereits der dritte Sommer des letzten Krieges, aber am Strand von Rauschen merkte man doch nicht viel davon. Noch stand die Sonne hoch und warf ihr südliches Licht auf Land und Menschen – auf vorwiegend ältere allerdings und weniger junge im Gegensatz zu vergangenen Jahren. Daß Hans und Günter mit ih-

ren siebzehn Jahren noch unter der kleiner gewordenen Zahl der Jungen waren, verdankten sie in erster Linie dem Umstand, daß sie zu spät damit begonnen hatten, ihre Geisteskräfte anzustrengen und infolgedessen das Klassenziel nicht erreicht hatten. Die Eltern, vor wenigen Jahren mit Sicherheit noch ob solchen Anlasses vergrämt, hatten es hingehen lassen, blieben ihnen die Söhne auf diese Weise doch noch ein Jahr erhalten. Ohne Standpauke und das Androhen täglicher lateinischer und mathematischer Ferien waren die Koffer gepackt worden.

Nun also lagen sie da im weißen Sand oder vielmehr auf ihren Bademänteln, denn der Sand war zu heiß, und sangen das Lob der Faulheit. Mit geschlossenen Augen und Lippen natürlich. Bis . . .

„Aua!“ brüllte Hans plötzlich. Mit beiden Händen griff er in die Magengegend, wuchtete ein unförmiges braunes Etwas von seinem Bauch und feuerte es blindlings in die Gegend, um dann mit ungewohnter Energie aufzuspringen und gleich darauf in ein neues Gebrüll zu verfallen, weil sein Fuß dem heißen Sand zu nahe gekommen war.

Zornfunkelnd spähte er umher. Sein Blick fiel auf zwei Mädchen, die gemächlich heranschlenderten. Sie mochten im gleichen Alter sein wie er und sein Freund, der nur müde die Augen geöffnet hatte, ohne die Körperhaltung auch nur zu verändern. Die vordere, rank und schlank,

hatte dunkles Haar, das in der Sonne rötlich schimmerte, und trug einen zweiteiligen roten Badeanzug, wie man den Bikini damals noch schlicht nannte, über dunkelbraun gebrannter Haut. In ihren grünen Augen sprühten goldene Fünkchen, als sie halb spöttisch fragte: „Hat's weh getan? – War aber nicht so gemeint.“

Sie war offensichtlich die Werferin, denn ihre Freundin, etwas weniger hübsch und wohl auch sonst etwas zurückhaltender, blieb im Hintergrund.

„Hör mal“, brummte Hans, „ist das vielleicht 'ne Art, einen armen Menschen bei einer friedlichen Beschäftigung zu stören? Das grenzt ja fast an Wehrkraftzersetzung.“

„Nun hab dich man nicht“, lachte die Grünäugige, „aber wenn du Lust hast: heute Abend zwischen acht und neun im Lärchenpark beim Kurkonzert – links vom Pavillon. Einverstanden?“ Hans griff nach der schmalen, aber kräftigen braunen Hand, die sich ihm entgegenstreckte. „Einverstanden“, sagte er versöhnlich. Und mit Selbstüberwindung brachte er es sogar fertig, mit bloßen Füßen über den Sand zu gehen und den Medizinball aufzuheben, den ihm das Mädchen mit den grünen Augen auf den Bauch geschleudert hatte. Er konnte sich ja schließlich nicht blamieren.

„Danke“, lachte sie und deutete einen Knicks an, ehe sie auf langen Beinen über den Sand zurückspurte in Richtung auf „Gandhi“, den weißhaarigen Gymnastiklehrer, der am Strand für sportliche Betätigung der darauf erpichten Badegäste sorgte.

Etwas argwöhnisch betrachtete die Mutter an diesem Abend die Vorbereitungen ihres Sohnes, der sich der Hitze zum Trotz in sein bestes Jackett warf, sogar einen Schlips umband, was ihm verhältnismäßig zuwider war, und am Ende auch noch zum Kamm griff. „Gehst du mit uns zusammen?“ fragte sie. „Nee“, murmelte der Sprößling gedankenversunken, was dem Vater ein heimliches Lächeln entlockte.

Pünktlich um acht Uhr erschien Hans im Lärchenpark, steuerte die Musikmuschel an, in der ein Marine-Musikkorps konzertierte, und begann würdevoll auf und ab zu promenieren und scheinbar unauffällig die Umstehenden zu fixieren. Aber weder er noch Freund Günter vermochten die Grünäugige oder deren Freundin zu erspähen.

„Dussel“, brummelte Günter, „hättest du dir doch wenigstens den Namen sagen lassen.“

„Du hast gut reden“, gab Hans zurück, „du hast ja mit der anderen überhaupt kein Wort gewechselt.“

„Mmmm . . .“

Einsilbig traten sie den Heimweg an. Auch Rückfragen bei Gandhi führten zu nichts. Gewiß, er entsann sich der beiden jungen Damen, wußte auch, daß sie vor einer Woche gekommen waren und eigentlich drei Wochen hatten bleiben wollen, aber mehr konnte er nicht sagen, schon gar nicht die Namen, leider . . .

Für Hans war es direkt eine Erlösung, als die Ferien vorbei waren und es nach Königsberg zurückging. „Suchst du noch immer die Marjell mit dem Medizinball?“ neckte ihn der Freund.

Die Antwort konnte alles heißen. Jedenfalls begann Hans eine verhältnismäßig emsige Tätigkeit zu entfalten. Fast jeden Nachmittag erschien er im Schülerruderverein, um Umschau unter dessen weiblichen Mitgliedern zu halten, hielt um die Zeit des Schulschlusses die Mädchenschulen der Nachbarschaft abwechselnd unter Kontrolle – ohne Erfolg. Einmal, im November, glaubte er sie bei einem Ballettabend in der Garderobe wiederzuerkennen, aber ehe er sich Gewißheit verschaffen konnte, war sie in der Dunkelheit verschwunden, die mutmaßliche Marjell mit dem Medizinball.

Ein paar Monate später war Hans Soldat, kam nach Holland zur Ausbildung, dann nach Belgien, zurück nach Deutschland, wiederum in den Westen und dann von heute auf morgen in den Osten, wo der große Brand bis an die Grenzen Ostpreußens vorgedrungen war. Zweimal gab es für ihn Urlaub in dieser Zeit, und jedesmal ließ er den Blick durch die – beim zweiten Besuch schon zerbombte – Vaterstadt streifen mit der stillen Hoffnung, irgendwo doch noch die Marjell mit dem Medizinball wiederzufinden. Dabei war er sich insgeheim klar darüber, daß er ja gar nicht einmal wußte, ob sie wirklich aus Königsberg war. Der Sprache nach hätte er freilich darauf wetten mögen. Warum er sie unbedingt wiedersehen wollte, wußte er dagegen ziemlich genau: der grünen Augen mit den goldenen Pünktchen wegen, mit denen sie ihn damals so spitzbübisch angeblitzt hatte: „Nun hab dich man nicht so . . .“

Hans war mittlerweile Fahnenjunkere-Unteroffizier geworden, als er kurz

vor dem letzten Kriegsweihnachten im Goldaper Grenzgebiet verwundet wurde – an ziemlich unpassender Stelle und bei unpassender Gelegenheit. Sein Kompaniechef hatte ihn selbst zum Hauptverbandsplatz gefahren und dann dafür gesorgt, daß er nach der Operation zu einem Krankentransportzug befördert wurde, der ihn in ein rückwärtiges Lazarett bringen sollte. Nach der ärztlichen Versorgung wartete zum erstenmal seit Monaten wieder ein weißes Bett auf Hans, ungewiegt schlief er ein.

Eine Frauenhand rüttelte ihn am nächsten Morgen wach. Als Hans die Augen öffnete, warf er einen zunächst noch halb verschlafenen, dann ziemlich ungläubigen Blick auf die neben ihm stehende Schwester, um dann sofort wieder die Lider zu schließen.

Das darf nicht wahr sein, dachte er, die grünen Augen mit den goldenen Pünktchen! Da stellt man eine halbe Stadt auf den Kopf, zerbricht sich den eigenen Schädel durch halb Europa und dann das – und bei solcher Gelegenheit . . .

„Nur Fieber messen“, sagte die Schwesternstimme, „nun haben Sie sich man nicht so!“

„Das habe ich schon mal von Ihnen gehört, mein Fräulein“, sagte Hans.

„Unmöglich. – Sie sind doch gestern Abend erst gekommen, Herr“ – ihr Blick suchte nach der Tafel am Kopfende – „Herr Erckens“.

„Stimmt“, erwiderte der Patient mit noch immer geschlossenen Augen.

„Aber diesmal ist es kein Medizinball, sondern ein Granatwerfersplitter, und auch nicht der Bauch, sondern das Gegenteil. Und wenn ich fragen darf, gibt es hier vielleicht einen Lär-

chenpark? Und darf ich auch um Ihren Namen bitten?“

„Ach du grieses Katzchen“, schlug sie in komischem Entsetzen die Hände zusammen. Mit verhaltener Stimme erzählte sie, warum sie an jenem Abend nicht erschienen war: Als sie vom Strand kam, hatte ihre Mutter gerade die Nachricht erhalten, daß der Vater im Osten gefallen war. Noch am gleichen Nachmittag waren sie zurückgefahren samt der Kusine, die sie an jenem Tag am Strand begleitet hatte, so daß keine Möglichkeit mehr bestanden hatte, irgendwo eine Nachricht zu hinterlassen. Und Gertie, wie Grünauge hieß, war bald danach Schwwesternhelferin geworden.

„Für mich bleibst du die Marjell mit dem Medizinball“, sagte Hans. „Und diesmal gibst du mir um Himmels willen eine Adresse, an die ich schreiben kann, wenn irgend etwas schief gehen sollte. Verwandtschaft im Reich, wenn es geht. Es sieht ja so aus . . .“ Er brach ab.

„Morgen früh bringe ich sie dir mit“, versprach Gertie, „ich muß jetzt weiter.“ Sie hauchte ihm eine Kußhand zu und verließ das kleine Krankenzimmer.

Es gab kein morgen früh. Noch in der Nacht mußte das Lazarett Tapiau

für Kurlandkämpfer geräumt werden, die bisherigen Insassen wurden an die Weichsel verlegt, und nur mit Mühe entkam Hans dort wenig später den vorstoßenden Sowjettruppen, gelangte auf abenteuerlichen Wegen in den Heiligenbeiler Kessel und von dort schließlich in den Westen. Von Gertie fand er keine Spur.

Bis er an einem sommerlichen Spätnachmittag kurz nach der Währungsreform auf einer Bank am Hamburger Alsterufer saß und Zeitung las. Nach einiger Zeit ließ er das Blatt sinken und blickte über die glitzernde Wasserfläche. Fast wie der Schloßteich in Königsberg, dachte er. Er hörte leichte Schritte in seiner Nähe, ohne ihnen Beachtung zu schenken. Dann legten sich zwei kühle Hände über seine Augen, und eine Frauenstimme sagte: „Rate mal, wer ich bin.“

Die Stimme – sie war etwas herber und reifer geworden, aber unverkennbar die gleiche.

„Hab dich man nicht so“, sagte Hans, „du Marjell mit dem Medizinball.“

Und als sich die Hände lösten, griff er nach den Gelenken und fügte hinzu: „Und jetzt wird nicht mehr wegelaufen. Diesmal ist es nicht der Bauch, auch nicht die andere Seite, diesmal ist es nämlich das Herz.“

Ein Bergmann fährt nach Allenstein

von Kurt Dzikus

In den Häusern der Auguststraße in Gelsenkirchen-Buer wohnten die Kumpels mit ihren Familien, die sozial Schwächeren. Woher stammten diese Menschen? – Die meisten waren aus Masuren, aus den Gebieten um Osterode, Ortelsburg, Sensburg, hierher gezogen. Sie hatten ihre Lebensgewohnheiten und Sitten mitgebracht, aber vor allem ihre Sprache, die als slawische Sprache der polnischen sehr ähnlich ist. Die masurische Sprache blieb dann über fünf Jahrzehnte die Muttersprache neben der deutschen Sprache. Die Kinder der Zugewanderten lernten nur vom Hinhören die Sprache der Eltern oder gar nicht. Man schämte sich der masurischen Sprache, weil man von der einheimischen Bevölkerung abwertend als „Polacken“ bezeichnet wurde. Dabei klingt doch diese Sprache weich und schmeichelnd. Hören Sie selbst! So wurde mein Vetter liebevoll von seiner Großmutter gerufen: „Moi kochanie Wnuczek!“ (Mein liebes Enkelsöhnchen!)

Einige der älteren Bewohner, schwerblütig und vielleicht geistig nicht so wendig, haben die deutsche Sprache nicht mehr erlernen können. Der Klang des Masurischen ist mir jedoch aus den Tagen meiner Kindheit noch wohl vertraut. Im Übrigen verkümmerte die klangvolle Sprache zu einer reinen Gebrauchssprache. Einmal war sie Gottesdienstsprache hier in der evangelischen Kirche in Erle, in der noch 1949 masurische Gottesdienste ge-

feiert wurden. Zum anderen bedienten sich die Erwachsenen dieser Sprache, wenn die Kinder die Inhalte der Gesprächsgegenstände nicht hören durften.

Viele Masuren wollten eigentlich auch gar nicht in Erle bleiben. Sie kamen, um im Bergbau Geld zu verdienen. Sie wollten eisern sparen und mit dem Ersparten zurück in die Heimat und dort „Majentek“ (einen kleinen Besitz) kaufen. Der mühevollen Alltag, die Sorge um die Familie machten solche Pläne und Träume zunichte.

Die Liebe zu dem „Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen“ blieb aber bei Eltern und Kindern. Als 18-Jähriger sollte mein Vater 1924 Land und Verwandte in Ostpreußen kennen lernen. Unter Mühen hat die Familie ein zweites Schwein aufgezogen und gemästet. Der Erlös für das schlachtreife Tier wurde für die Fahrt nach Ostpreußen verwandt. Ein Opfer der Familie ohnegleichen! Das Mästen eines Schweins und das Halten einer oder mehrerer Ziegen, genannt Bergmannskühe, waren nämlich lebensnotwendig für die Existenz der Familien mit einer großen Anzahl von Kindern.

Heimatliebe und das Verhältnis zur notwendigen Tierhaltung mag darum folgende Schmunzelgeschichte, von der ich nicht genau weiß, ob sie sich tatsächlich so ereignet hat, kennzeichnen.

Der Nachbar O. hatte ein Ferkel gekauft mit der Absicht, es zur

Schlachtreife großzuziehen. Als das Schwein herangewachsen war, verlor es von einem Tag auf den anderen die Fresslust. Selbst den leckersten Schweinefraß verschmähte es, und es litt an beängstigender Magersucht. Weder schmeichelnde Schmatzlaute noch Schläge brachten es zum Schweinetrog und zum Fressen.

Da wurden 1920 die Masuren zur Abstimmung über die Zugehörigkeit Ostpreußens zu Deutschland oder zu Polen nach Allenstein gerufen, und viele fuhren vom Ruhrgebiet in die alte Heimat. So rüstete sich auch Nachbar O. für diese Reise. Reisefertig im feinsten Gehrock, den Hut auf dem Kopf, schüttete er seinem fressunlustigen Schwein den Fraß für eine Woche in den Trog und sprach wütend: „Entweder du frisst, oder du gehst kaputt!“ Nach der Woche in Allenstein, wo die Abstimmung eine überwältigende Mehrheit für Deutschland ergeben hatte, kam O. zurück in die Auguststraße. Sein erster Gang war der in den Stall, um

nach dem Schwein zu sehen. Kaum hat das Schwein den Nachbarn erblickt, schrie es vor Hunger. Der Trog war leergeleckt, die Balken des Schweinestalls waren halb aufgefressen, aber das Schwein war nicht verendet. Nachbar O. beeilte sich, dem Tier den Fraß zu bringen. Das Schwein – oder auch die „Korre“ genannt – verschlang von nun an alles, was in den Trog kam. Nachbar O. freute sich bereits über die ansehnlichen Rundungen – da stellte sich nach drei Wochen die alte Fressunlust wieder ein. Doch Nachbar O. zog schleunigst seinen Gehrock an, setzte seinen Festtagshut auf, nahm den Eimer mit dem Schweinefraß und drohte seinem Schwein, indem er den Trog voll schüttete: „Ich fahr wieder nach Allenstein!“ – Und das Schwein stürzte sich mit größter Fressbegier auf den Trog.

*aus „Beiträge zur Stadtgeschichte“
Band XV 1989
„100 Jahre Auguststraße“,
Gelsenkirchen – Buer*

Der Pomuchelskopp

Von Georg Hermanowski

„Mußt denn ausgerechnet mit dem dammlichen Pomuchelskopp gehen?“ fragte die Mutter, um ihre Tochter besorgt. Sie konnte es einfach nicht begreifen, wie Mütter es nie fassen können, wenn die Töchter den von ihnen Auserwählten zurückweisen und ihren eigenen Kopf durchzusetzen trachten. Nun, wenn die Erna den Sohn des Fleischers durchaus nicht wollte, sollte sie es

eben lassen; aber ausgerechnet diesen – nein, das konnte sie wirklich nicht begreifen.

Nicht einmal bis zwei hatte er zählen können, als Erna ihn am vergangenen Sonnabend zum Kaffee mitgebracht hatte. Mit seinen großen Schellfischaugen hatte er den Napfkuchen, der mit so viel Liebe und Rosinen gebacken war, angestiert, und trotz wiederholter Aufforderung

nicht gewagt zuzugreifen. Sie hatte beim besten Willen kein Sterbenswörtchen aus ihm herauspressen können, nicht einmal, als sie versucht hatte, mit ihm über die Ernte und über das Wetter zu sprechen. Er hatte immer nur genickt; und erst ganz zum Schluß war ein schüchternes „Ich weiß nich“ über seine Lippen gekommen. Vielleicht hatte sie es sich auch nur eingebildet und sein müdes Schulterzucken für ein Ich-weiß-nich gehalten.

„Gehst am nächsten Sonnabend mit zum Tanzen?“, hatte Erna gefragt. Und er hatte, stumm wie ein Fisch, genickt; und auch, als sie ihm vorgeschlagen hatte, sie sollten sich um vier unter der Linde treffen, hatte er nur, wenn auch ein wenig lebhafter, genickt.

Erna zog die gestreifte Baumwollbluse und den breiten Plisseerock an und suchte nach dem schwarzen Lackgürtel, den sie nirgends finden konnte. Ab und zu warf sie einen flehenden Blick zur Mutter hinüber, wagte jedoch keine Frage zu stellen, da sie genau wußte, daß die Mutter ihr grollte.-

„Er ist wenigstens treu“, sagte sie schließlich, und es klang wie eine Selbstrechtfertigung. „Er wird sich's nicht einfallen lassen, eine andere Marjell zum Tanz aufzufordern. Für ihn bin nur ich da.“ Und das schien ihr sehr wichtig. Wenn sie tanzen ging, wollte sie einen Jungen für sich allein haben und nicht einen, der immer über ihre Schulter hinweg nach anderen Mädchen schielte.

„Das kann ich mir denken“, sagte die Mutter spöttisch. „Und der kann sicher sein, daß ihn keine andere auffordert. Wer will schon mit so einem . . .“

„Das ist meine Sache“, unterbrach Erna sie schnippisch. „Ich geh ja mit ihm und nicht du!“

Wütend warf die Mutter die Tür zu, im Augenblick wollte sie nichts mehr von ihrer Tochter wissen.

Erna fand den schwarzen Lackgürtel auch ohne die Hilfe der Mutter. Sie trat vor den Spiegel und schnürte ihn so fest um ihre Taille, wie es nur ging. Sie war ein hübsches Mädchen, das wußte sie, und sie hätte gewiß manchen anderen haben können, wenn sie nur gewollt hätte. Aber sie wollte nun einmal ihn. Er gefiel ihr; und sie war sicher, daß er ihr immer treu bleiben würde.

Als sie zur Linde kam, wartete er schon auf sie. Er zog ein Gesicht, als hätte er bereits eine Stunde oder noch länger gewartet, und als sie ihn danach fragte, antwortete er nur mit einem vielsagenden „Hm!“. Sie war das gewohnt, hängte sich lässig an seinen Arm, und sie schaukelten über das Kopfsteinpflaster zum „Lachenden Elch“.

Die Musik spielte schon zum Tanz; die Paare drehten sich auf dem Parkett. An einem der Seitentische fanden sie Platz. Sie bestellte eine Tasse Kaffee; der Ober sah ihn fragend an. Mit dem Daumen wies er auf das Bierglas seines Nachbarn, und als der Ober ihn fragte, ob er auch ein Glas Bier wünsche, nickte er nur.

Gierig schlürfte sie ihren Kaffee, denn er war nicht mehr heiß – und zu Haus gab es nur Malzkaffee! –, er aber nippte nur an seinem Glas und wischte den Schaum mit dem Handrücken von seinem Mund. Dann fragte sie ihn, ob er nicht tanzen wolle.

Schwerfällig erhob er sich. Zaghaft ergriff er ihre Hand und führte sie

zum Parkett. Sein Blick war auf ihr strohblondes Haar gerichtet, und er mußte an den Häcksel denken, den sie am Vormittag geschnitten hatten. Unwillkürlich wanderte sein Blick von ihrem blonden Haar zu anderem blonden Haar; denn es gab viel blondes Haar im Saal, genau soviel wie Häcksel auf dem Boden ihrer Tenne. „Trampel mir doch nich immer auf die Schlorren“, sagte sie und weckte ihn damit unsanft aus seinem Häckseltraum. Überrascht schaute er auf. Sie glaubte ihm vom Gesicht abzulesen zu können, er wolle künftig besser aufpassen, und kehrte zufrieden mit ihm zu ihrem Tisch zurück.

„Bleiben wir ein bißchen hucken“, sagte sie, als die Musik wieder zu spielen begann. Er nickte, sie trank ihren Kaffee, und er stierte in sein Bierglas; auch das Bier war blond wie Stroh . . .

„Dein Bier wird ganz schal“, sagte sie nach einer Weile.

„Och“, meinte er und trank einen Schluck.

Sie wartete, daß er sie wieder zum Tanz auffordern würde; aber sie wartete vergebens. Sie wartete über eine halbe Stunde. Sie schaute den tanzenden Paaren zu; er stierte verträumt ins sein Glas. Als die Kapelle zur Damenwahl aufspielte, forderte sie ihn nicht auf. Ruhig blieb sie auf ihrem Stuhl sitzen, und da sie den Kaffee bereits ausgetrunken hatte, machte sie sich mit Milch und Zucker zu schaffen.

Schon hatte der Tanz seinen Höhepunkt erreicht, als plötzlich ein strohblondes Mauerblümchen mit einem herzallerliebsten Stubsnäschen, das bisher still neben einem Pfeiler gesessen hatte und noch zu

keinem Tanz aufgefordert worden war, an ihrem Tisch auftauchte und ihm aus großen, wassergrünen Augen lächelnd einen Blick zuwarf. Er wußte nicht, wie ihm geschah, sah zuerst Erna, dann die andere hilfesuchend an und erhob sich schließlich schüchtern, um dem Blondschopf auf die Tanzfläche zu folgen. Das hatte Erna nicht erwartet; sie rief sogleich nach dem Ober, bezahlte ihren Kaffee – „Nein, das Bier soll er selbst bezahlen!“ – und verließ wutschnaubend den Tisch. Sie hatte den Ausgang noch nicht erreicht, als der Tanz zu Ende war und er sie eingeholt hatte. Scheu legte er die Hand auf ihre linke Schulter.

„Nimm die Patsche von meiner Bluse und zerknautsch sie mir nich“, sagte sie ärgerlich. „Mutter hat sie grad frisch geplättet!“

Sie wollte weitergehen; doch beim Zurückfluten der Paare von der Tanzfläche war vor der Tür ein Gedränge entstanden; sie aber hatte das Gefühl, er versperre ihr den Weg. Treuherzig schauten seine großen, fragenden Augen sie an.

„Kannst ja mit der druschligen Marjell weitertanzen“, sagte sie eifersüchtig. „Brauchst mich ja nich, du Wengtiner!“

Er sah sie noch immer genauso treuherzig an, und diesem Blick konnte sie nicht widerstehen. Grad dieser treue Kälberblick hatte es ihr ja angetan. Ihre Wut schmolz dahin.

„Na“, sagte sie schließlich, „hast es dir überlegt?“

Er nickte, und das konnte sowohl ja als auch nein heißen; für sie war es ein Ja.

„Dann komm“, sagte sie. Und sie kehrten zu ihrem Tisch zurück. Sie

tanzten nicht mehr; nachdem sie eine halbe Stunde vergebens auf seine Aufforderung gewartet hatte – sie war jetzt stur! –, stand sie auf und verließ endgültig den Saal.

Er folgte ihr auf den Fersen und holte sie kurz vor der Linde ein. Sie gingen jetzt nebeneinander, doch um einen Meter getrennt. Keiner hatte seit ihrem „Komm“ ein Wort gesprochen. Nun war sie die erste, die das Schweigen brach.

„Da steht ja die druschlige Marjell!“ sagte sie plötzlich.

Er sah nur das strohblonde Haar. Häcksel, dachte er. Erna zog wütend die Schultern hoch und warf sich in Positur. Herausfordernd blieb sie vor dem Mädchen stehen, stemmte die Hände in die vom Lackgürtel eingeschnürten Hüften und blitzte ihre Nebenbuhlerin heftig an. „Biest!“ zischte sie, drehte sich auf dem rechten hohen Absatz um, so daß dieser gefährlich knirschte, und verließ den Lindenbaum.

Er blieb ratlos stehen. Verstohlen schaute er nach dem Blondschoopf, sah sich nach Ernas blondem Haar um.

„Was stehst wie in Ochs vorm Berg?“ fragte das fremde Mädchen. „Weißt nich, wo du hinsollst? Erst hast mich beim Tanzen in einer Tour fixiert, und jetzt . . . Na, lauf ihr doch nach!“

Er wußte nicht, ob er ihrem Rat folgen sollte.

„Oder liebst sie vielleicht nich?“ fragte das Mädchen.

Er schüttelte den Kopf; und wieder konnte es ja oder nein heißen; für sie

war es ein Nein. Doch dann fiel ihm ein: Er hatte sie ja gar nicht fixiert; er hatte beim Tanzen nur blondes Stroh gesehen, nur an den Häcksel daheim gedacht. Und er ging weiter. Sie ließ ihn zehn Schritte gehen und räusperte sich dann. Aber er schaute sich nicht um. Nach weiteren zehn Schritten räusperte sie sich wieder, diesmal lauter. Ihn störte es nicht.

Das war ihr denn doch zu bunt!

Als Erna, ehe sie in die lange Dorfstraße einbog, sich noch einmal umdrehte, sah sie, wie das Mädchen ihm nachlief und ihn beim Arm ergriff. „Komm endlich, du Dämlack!“ sagte die andere.

Und Erna sah beide in einer Nebenstraße verschwinden.

Als sie heimkam, saß ihre Mutter beim Ofen und stopfte Socken.

„Nun“, fragte sie, „hast ihn nich mitgebracht?“

Erna schüttelte den Kopf. Sie setzte sich zum Fenster und schaute hinaus.

„Hast denn gar nichts zu erzählen?“ fragte die Mutter. Erna blieb stumm.

„Hat er dich etwa . . . sitzenlassen?“

Erna schüttelte den Kopf. (Es konnte ja, es konnte auch nein heißen.)

„Was hat er denn gesagt?“ wollte die Mutter wissen.

„Nichts“, erwiderte Erna, „gar nichts!“

Jetzt war es an der Mutter, den Kopf zu schütteln: „Hab ich dir nich immer gesagt, daß er ein dammlicher Pochelkopp ist?“ Erna nickte nur noch und ging schlafen.

Der Sitz der Allensteiner Bezirksregierung

Von Stanisław Piechocki (übersetzt von Elisabeth Ritter)



Zur Wende des 19. Und 20. Jahrhunderts war Allenstein nach Königsberg das zweitwichtigste Zentrum in Ostpreußen. In der Stadt an der Alle wurde das Landgericht angesiedelt, dessen Berufungsinstanz das Oberlandesgericht in Königsberg war. Die großstädtischen Ambitionen der Stadt erreichten ihren Höhepunkt jedoch im Jahre 1905 mit der Ansiedlung der Bezirksregierung, in deren Zuständigkeitsbereich folgende Kreise fielen: Allenstein, Osterode, Neidenburg, Rastenburg, Sensburg, Ortelsburg, Lötzen, Lyck und Johannisburg. Im Jahre 1910 wurde Allenstein als Stadtkreis selbstständig, an deren Spitze fortan kein Bürgermeister, sondern ein Oberbürgermeister stand. Eindrucksvolle Bauten, in denen die Regierungsorgane ihren Sitz hatten, sollten das Prestige der Bezirksre-

gierung und der Stadt erhöhen. Zügig machte man sich an den Bau eines Verwaltungsgebäudes für die Bezirksregierung sowie eines städtischen Rathauses.

Die Büroräume der Bezirksregierung befanden sich zunächst in einem großen privaten Altbau am heutigen Platz Bema 3/4a (nach dem Krieg war hier das Gesundheitswesen der Eisenbahn angesiedelt). Sogleich machte man sich an die Umsetzung des Bauvorhabens eines neuen repräsentativen Sitzes. Angesiedelt wurde er auf dem Gelände eines trockengelegten Teiches. An der Errichtung des Gebäudekomplexes waren seit 1908 mehrere Unternehmen beteiligt, wobei die Baufirma des Allensteiner Unternehmers Albert Dilewski die wichtigste war. Zur Jahreshälfte 1911 wurde der Bau abgeschlossen.

Das monumentale, viergeschossige Gebäude der Bezirksregierung mit einem ausgebauten Dachgeschoss und weitläufigem Keller wurde zu großen Teilen aus Verblendstein errichtet und hatte einen nahezu quadratischen Grundriss. Fundament und Grundmauern bis zum Hochparterre baute man unter Verwendung von bearbeiteten Findlingen, die dem Gesamtbauwerk den Anschein einer Festung verliehen. Für die Umrahmung der Fenster und Gesimse an der Fassade verwendete man hingegen den aus Schlesien importierten hellen Wartauer Sandstein. Der Haupteingang wurde aus Steinen gebaut, die aus dem schlesischen Wünschelburg herantransportiert wurden, was bis zu einem gewissen Grad den rohen Anschein, den die solide Konstruktion des Gebäudes für einen außenstehenden Beobachter haben konnte, milderte. Das Gebäude deckt ein Mansarden-Satteldach aus Keramikdachziegeln. In den 20er und 30er Jahren wurde es mehrmals umgebaut, bevor es letztlich seine endgültige Form erhielt.

Die Monumentalität des Gesamtkomplexes wird von drei Innenhöfen und stark exponierten ungewöhnlichen Türmen – ähnlich dem Turm einer mittelalterlichen Burgruine – noch unterstrichen. Der auf der Achse des mittleren Turmes liegende Haupteingang wurde mit besonderer Sorgfalt in Form eines Portals ausgeführt, das mit einem Giebeldreieck und Büsten verziert wurde. Auf beiden Seiten der steinernen Treppentufen verdienen zudem metallgläserne Laternen besondere Aufmerksamkeit, die im Sommer inmit-

ten grüner Büsche versinken. Vollendet wird der Gesamteindruck durch den außergewöhnlichen Reiz des wilden Weins, der reich an den Mauern des ganzen Gebäudes rankt.

Von der Innenausstattung verdienen vor allem das künstlerisch angelegte Treppenhaus und die mit Auf-Putz-Mustern dekorierten breiten Flure besondere Aufmerksamkeit. Die Wände, Gewölbe und Decken verziert ein aufwändiger Stuck mit Figuren, Rosetten und Gesimsen. Von Anfang an war das Gebäude mit einer Zentralheizung, Feuerlöschern und elektrischem Licht ausgestattet. Zudem hatte es eine Telefonzentrale mit 117 Durchwahlen. Außer den Büros der Bezirksregierung befanden sich im Gebäude kleinere Institutionen und Ämter, u.a. das Staatliche Gesundheitsamt, das den in den Jahren 1936/37 errichteten Gebäudeflügel zur Roonstraße hin einnahm.

An dieser Stelle lohnt es durchaus zu erwähnen, dass das besagte Staatliche Gesundheitsamt in den Jahren 1936-1945 von den Allensteiner Heilanstalten (Provinzialirrenanstalt in Kortau und dem Evangelischen Paul-Hindenburg-Krankenhaus) durchgeführte Zwangssterilisierungen und die verbrecherische Euthanasie der Nationalsozialisten beaufsichtigte. Die amtlichen Sachberichte wurden zu großen Teilen auf Verfügung des Präsidenten der Allensteiner Bezirksregierung unmittelbar vor der Evakuierung des Amtes am 20. und 21. Januar 1945 vernichtet (einige Geheimdokumente wurden sogar noch eilig im Innenhof der Bezirksregierung verbrannt). Der verbliebene

Rest wurde bereits nach Ende des Krieges als deutsches Altpapier vernichtet.

Während des Zweiten Weltkrieges hatte die Gestapo im Erdgeschoss dieses Gebäudes ihren Sitz. Man gelangte zu ihr, indem man durch das Tor und den Innenhof an der Kleeberger Straße hindurch ging. Dem 1995 verfassten Bericht eines ehemaligen Zwangsarbeiters in Ostpreußen zufolge fertigten Gestapofunktionäre in einem der Zimmer Personalakten von Ausländern für eine spezielle Kartei an. Der Verfasser des besagten Berichts, der nach dem Krieg in Allenstein wohnte, wurde 1943 an diesen Ort gebracht, um fotografiert zu werden und einen Fingerabdruck zu hinterlassen.

Im Gebäudekomplex befand sich allerdings keine Dienstwohnung des Regierungspräsidenten. Er wohnte seit 1909 in der Allensteiner Burg, dort, wo sich heute die Büroräume des Museums vom Ermland und Masuren befinden. Zunächst hatte man vor, für den Regierungspräsidenten eine freistehende Villa in der Umgebung der Bezirksregierung zu errichten. Das Bauvorhaben wurde letztlich jedoch nicht verwirklicht, weil man der Meinung war, dass eine Wohnung auf der Burg erheblich repräsentativer sei. Aus diesem Grund wohnten auf der Burg folgende Präsidenten der Allensteiner Bezirksregierung: Hans von Hellmann (1914), Matthias von Oppen (1924), Max von Ruperti (1932), Dr. Karl Schmidt (1937).

Darüber hinaus befand sich in dem Gebäude in der Freiherr-von-Stein-Straße im Jahre 1920 die lokale Kommission der Alliierten, die den

Verlauf der Volksabstimmung überwachen sollte. Hier waltete zudem ihr Vorsitzender Ernst Rennie.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, aus dem das Bauwerk mit geringem Schaden in Form eines verbrannten Daches des linken Seitenflügels hervorging, fand hier die Direktion der Polnischen Eisenbahn ihren Sitz. Nachdem die Allensteiner Direktion der Staatlichen Bahn 1963 geschlossen wurde, übernahm die Danziger Direktion ihre Aufgaben. Später, insbesondere in den 90er Jahren, siedelten sich in dem Bürogebäude eine Reihe von Institutionen und Firmen an, die nicht mit der Bahn verbunden waren. So hatte hier beispielsweise die Redaktion des Allensteiner Nachmittagsblattes „Dziennik Pojezierza“ ihre Büroräume.

Ende der 90er Jahre befand sich fast das ganze Gebäude im Besitz der Staatlichen Polnischen Bahn, die in ihm eigene Agenturen, wie etwa das Büro zur Ertragskontrolle, den Betrieb für Warentransporte, das Informationszentrum sowie die Krankenversorgung der Bahn unterbrachte. Darüber hinaus hatten hier eine Abteilung der Stiftung „Semafor“, eine Werbeagentur und im Untergeschoss des rechten Seitenflügels ein chinesisches Restaurant ihren Sitz.

Ein weiteres interessantes Detail aus der Geschichte des Gebäudes ist, dass die lokalen Machthaber auf Woiwodschaftsebene 1946 erhebliche Vorbehalte gegenüber der Übernahme des Gebäudes durch die Bahn, die bereits seit 1945 dort residierte, hegten. Sie hielten sich für die eigentlichen Erben des vorherigen Nutzers, also der Bezirksregie-

rung. Ihre sehr intensiven Bemühungen endeten letztlich in einem Fiasco. Die Allensteiner Bahndirektion galt in der Stadt an der Alle von Anfang an als eine der mächtigsten lokalen Institutionen. Reiste ihr Chef dienstlich nach Warschau, so wurde – der Position eines höheren Funktionärs angemessen – auf der Strecke Allenstein-Warschau ein spezieller Salonwaggon an den Schnellzug angekoppelt.

Ob sich in der nächsten Zeit etwas an dem Charakter des Gebäudes

ändert, wird die Zeit zeigen. Im Jahre 2002 ging das Gebäude von der Staatlichen Polnischen Bahn in den Besitz des Allensteiner Magistrats über. Im ersten Stock des Gebäudes soll in Zukunft eine Abteilung des Höchsten Verwaltungsgerichtes Platz finden. Das Gebäude soll Sitz des z.Zt. auf verschiedene Gebäude verteilten Marschallamtes werden.

aus „*Allensteiner Nachrichten*“
Nr. 3 vom 25.3.2005

Schwieriger Fall

De Kinderchens hucken bedutt inne Schul,
E Tafel hängt anne Wand,
Dem Finger dem haben se tief inne Nas,
Dem Griffel fest inne Hand.

Der Lehrer steht annem Pult und tut
Nach ihre Eltern se fragen,
Auch wie der Vatche mit Vornamen heiß,
Das missen se alle ihm sagen.

Der Martin is dammlich, er weiß es nich,
Drum kriegt er eins iebergerissen.
„Bis morgen frieh“, sagt der Lehrer streng,
„Mein Jungche, da wirst du das wissen!“

„Nun „, fragt der Lehrer am andern Tag,
„Wie heißt er denn, Karl oder Fritz?
Vielleicht gar August?“ Der Martin der grient
Und dreht inne Hand seine Mitz.

„De Muttche läßt sagen“, so legt er denn los,
„Daß se leider das auch nich weiß.
Se wär all froh, wenn se wenigstens wußd,
Wie der Vater mit *Nachnamen* heiß.“

Dr. Alfred Lau

Den nachfolgenden Bericht schickte uns Annemarie Günther und schreibt dazu: „Während meiner Arbeit in der Bruderhilfe lernte ich Anfang 1990 in Allenstein eine Deutsche kennen, die mir aus ihrem Leben erzählte. Ihre Erlebnisse – auch im Hinblick darauf, dass wir in diesem Jahr an die 60-jährige Wiederkehr unserer Flucht denken – schienen mir außergewöhnlich zu sein, dass ich sie anregte, alles aufzuschreiben. Da sie sehr intelligent ist, tat sie es gern. Allerdings wollte sie den Bericht in der 3. Person verfassen, um nicht erkannt zu werden. Sie lebt heute noch in Allenstein.“

Gretel aus Ostpreußen und das Testament

An einem schönen, warmen Feiertag im Juni 1922 kam in einer ostpreußischen Familie das sechste Kind zur Welt. Es geschah zwischen See und Wald unter einer Eiche auf einem schön gelegenen Bauernhof. Die Mutter schaffte es nicht mehr, rechtzeitig zur Geburt nach Hause zu kommen. Mit Hilfe ihrer Freundin Anna brachte Mutter Hedwig das Kind zur Welt. In einer Schürze trugen sie es nach Hause. Das Kind war ein Mädchen und wurde Gretel genannt.

Es herrschte Not bei den Eltern. Wohl war der Hof ziemlich groß, doch er bestand meist aus Sandboden und Wald. Die Ostpreußen sagten: „Sandke ist gut Landka, wenn man eggt, ist schön glatt, wenn man mäht, ist kein Schwatt.“

Gretel war zwei Jahre alt, als sie schwer krank wurde. Ihre Mutter spannte das Pferd an, fuhr mit der Kleinen zu einer Klosterschwester und bat um Hilfe. Diese stellte eine doppelte Lungenentzündung fest und tat alles, um das Kind zu retten. Gretel kam durch, musste danach aber erst wieder das Laufen lernen. Sie wurde ein fröhliches Kind; nur

wuchs sie sehr langsam. Ihre drei Jahre jüngere Schwester überholte sie bald. Ein Bekannter nannte sie „Liliput“. Schon mit fünf Jahren kam sie in die Schule. Sie lernte gut und war sehr aufgeweckt, so dass der Lehrer Freude an ihr hatte. Er nannte die Kleine „Brotkrümel“.

Als sie älter wurde, musste Gretel zu Hause schwer arbeiten. Sie hatte zehn Geschwister, darunter waren nur zwei Jungens. So musste Gretel in jungen Jahren Männerarbeit verrichten. Oft wurde es ihr zu viel. Als sie als 14-Jährige die Volksschule beendet hatte, ging sie auf die Landwirtschaftsschule. Als sie nach elf Monaten nach Hause zurückkehrte, erkannten die Eltern und Geschwister sie kaum; denn aus dem zarten, kleinen Mädchen war eine kräftige, normal große junge Dame geworden. Da die Not zu Hause immer noch groß war, musste Gretel ihr Brot selbst verdienen und bei einem Bauern Dienst tun. Als sie 18 Jahre alt war, verheirateten ihre Eltern sie mit einem 28-jährigen Mann. Sie zog in die Stadt. Schon mit 19 Jahren wurde sie Mutter. Als der kleine Toni zwei Jahre alt war, wurde

Gretels Mann Soldat und musste in den Krieg. Gretel blieb mit ihrem Kind alleine und war glücklich. Sie fühlte sich jung und frei, hatte ihr eigenes Geld und liebte ihr Kind.

Im November 1944 kam die traurige Nachricht, dass ihr Mann vermisst sei. Diese Nachricht machte Gretel sehr ängstlich und beklommen, und sie konnte nicht mehr froh und glücklich sein. Vor allem tat ihr das Kind Leid, das nun ohne Vater war. Sie liebte es desto mehr und wollte alles tun, um den Vater zu ersetzen. Sie wusste von zu Hause, was es heißt, nicht geliebt zu sein. Ihre ganze Liebe galt ihrem Kind. Doch nicht lange dauerte dieses Glück. Denn Ende Januar 1945 war die Russenfront herangerückt. Mit den Nachbarn ging sie in den Schutzkeller auf der anderen Straßenseite. Die Russen kamen mit großem Hallo, durchsuchten alle Häuser von oben bis unten und kamen auch in den Keller. Betrunken, mit aufgepflanzten Gewehren, suchten sie junge Männer, aber sie fanden nur Alte, Frauen und Kinder. Die Frauen holten sie raus, und unter Schlägen musste jede Frau drei bis vier Russen „bedienen“. Auch Gretel musste ran. Sie rief: „Mein Gott, möge die Erde mich bedecken! So eine Schande! Mein Gott, wofür? Was habe ich Böses getan?“ Jede Frau jammerte und klagte. Eine Kompanie Russen nach der anderen zog mit großem Hallo durch die Stadt. Die Leute lagen ermordet auf der Straße, über sie fuhren Panzer, alle Invaliden wurden erschossen. Manche Menschen nahmen sich vor Furcht das Leben. Überall brannten die Häuser, alle Läden wurden geplündert. In den kom-

menden Wochen starben viele schwächere Menschen vor Hunger, stärkere suchten in den verlassenen Häusern etwas zum Essen, sammelten sich in den stehen gebliebenen Häusern in Gruppen, um sich zu helfen und sich gegenseitig zu beschützen. So verlief der Monat Februar.

Am 3. März hatte die Gruppe Gretel im Keller versteckt, weil wieder Russenbanden schlimm hausten. Diese waren der Russenfront gefolgt. Gretels Versteck wurde von einer Frau verraten. Die Russenbande suchte Frauen und Männer zur Arbeit, angeblich für zwei Tage. Auch Gretel musste mit. Der kleine Toni rief nach ihr und weinte, Gretel wollte das Herz brechen. Sie wollte ihn mitnehmen, aber es war nicht erlaubt. Sie kehrte sich immer wieder um und rief: „Tonichen, nur zwei Tage, dann kommt Mutti zurück. Bleib schön artig bei den Leuten!“ Da bekam sie einen Hieb mit dem Gewehrkolben ins Kreuz, und man jagte sie auf einen Platz. Dort standen viele alte Männer und Frauen und Hunderte von kranken Pferden. Jeder bekam 22 Pferde, die er zu führen hatte, und ein unendlich langer Marsch begann. Immer weiter und weiter; marschieren von morgens bis abends, und des Nachts wurden die Frauen vergewaltigt. Mit wunden Herzen vor Sehnsucht nach den Kindern und anderen Lieben zogen die Menschen dahin, seufzend. Weinen war verboten. Jeder musste sich etwas zum Essen aus den Kellern der verlassenen Häuser suchen. Das war auf deutschem Gebiet noch möglich. Alte Menschen, die nicht mehr weiter konnten, wurden er-

schossen. Eine junge Frau gebar ein Kind und wurde in ihrem Blut allein gelassen. Drei Wochen lang ging es immer weiter nach Posen. Die Pferde sollten dort nach Russland verfrachtet werden. Nur die Hälfte der Menschen und ein Drittel der Pferde erreichte das Ziel. Die Menschen schworen sich: „Nach Russland fahren wir nicht; vorher nehmen wir uns das Leben! Dabei hilft einer dem anderen.“

Gott wollte es wohl nicht; denn plötzlich hieß es: „Die Ausfuhr ist verboten.“ So waren sie die ersten, die nicht nach Russland mussten. Aber niemand wurde nach Hause entlassen. Der Marsch ging weiter über Gnesen nach Sprengersfelde, einem Gut, wo Pferde und Menschen untergebracht wurden. Als der Zug von Elenden durch Gnesen zog, wurden die Menschen mit Steinen beworfen und mit Knüppeln geschlagen. Auf dem Gut wurden die Menschen zu verschiedenen Arbeiten eingeteilt. Gretel wurde einem Ukrainer zugeteilt, doch als dieser sah, dass Gretel schwanger war, übergab er sie einem jüdischen Tierarzt. Ja, Gretel war schwanger, doch wer war der Vater? Der Jude hatte keine Kinder und wollte das Kind später übernehmen. Dieser jüdische Tierarzt half den Deutschen, so gut er konnte. So überließ er den Menschen die Grütze, die eigentlich für seine Pferde bestimmt war.

Gretel war sehr gläubig. Sie betete oft und bat Gott, ihren Sohn wiederzufinden, und sie bat um eine glückliche Heimkehr. Doch eines Tages fiel sie auf die Knie und betete: „Gott, gibst es dich wirklich? Warum willst du mich nicht erhören? Ein

Stein müsste sich doch erbarmen!“ Und dann stand sie auf und sagte: „Es gibt keinen Gott“, und sie wurde ungläubig. Aber nicht für immer. So vergingen sieben Monate in dem Lager. Gretel betete nie mehr, hatte aber neben ihrem eigenen Leid viel Mitgefühl für die leidenden Menschen um sie herum. Sie vergoss viele Tränen, auch aus Mitgefühl für die Pferde, die krank und elend waren und unbarmherzig behandelt wurden. Im Lager schlief man auf Strohpriechen, in denen es von Läusen und Flöhen nur so wimmelte. Gegessen wurden Grütze und Pferdefleisch.

Im Oktober 1945 wurden alle schwangeren und kranken Frauen in Lastwagen gepackt, nach Berlin gefahren und auf die Straße gesetzt. Jede bekam ein Brot, Mehl und eine Flasche Öl. Sie blieben zwei Tage auf der Straße, dann brachte das Stadtkommando von Ostberlin sie in ein Lager bei Strelitz, wo sie in einem Tanzsaal einquartiert wurden. Dieser war schon überfüllt. Jeden Tag starben die Menschen vor Hunger und Kälte und viele an Typhus.

Gretel war nun hochschwanger. Da lernte sie eine Frau kennen, die ihr eines Tages zuflüsterte: „Liebe, gute Frau, Sie tun mir so leid, ich sehe, wie tapfer Sie trotz allem sind. Ich wohne bei einer Hausfrau im Dienstmädchenzimmer. Heute will ich schwarz in den Westen, die Frau weiß nichts davon. Sie können mein Zimmer haben.“ So wurde es gemacht. Gretel überraschte am nächsten Morgen die Hausfrau. Zuerst gab es Ärger und böses Blut, aber die Frau nahm den Tausch dann hin.

Die armen Flüchtlinge lebten von Pilzen, selbst die Blätter von den Bäumen waren ihre Nahrung. Auf Schutthalden wurden Kartoffelschalen gesammelt und auf der Küchenplatte gebraten. Gretel ging auch betteln, aber trotz ihres Zustandes wurden ihr die Türen nicht geöffnet. „Wir heven nix, wir geven nix!“ So ging Gretel oft nachts aufs Feld und suchte Kartoffeln, die sie sich für den Winter sammelte, um etwas zum Essen zu haben, wenn das Kind da war. Am 15. Dezember kam das Kind zur Welt. Unter den Lagerleuten war eine Hebamme, die Gretel half. Der Bürgermeister sorgte endlich dafür, dass den Lagerleuten eine geringe Menge an Lebensmitteln zugeteilt wurde. So wurde pro Kopf ein halbes Pfund Zucker und ein Pfund Mehl im Monat ausgegeben. Als Gretel an das Versteck ging, um die Kartoffeln zu holen, auf die sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatte, war das Versteck leer. Gretels Entsetzen war groß. Sie war verzweifelt. Wie sollte sie ihr Kind durchbringen? Es gab keine Pilze mehr und keine Blätter. Die Brust war leer, das Kleine weinte vor Hunger, und Gretel weinte vor Trostlosigkeit. Sie nahm das Kind ins Bett, wickelte es fest ein, um es zu ersticken. Sie konnte das Weinen nicht mehr ertragen. Da ging mit einem Mal die Tür auf und ein Russe kam herein. „Was machen Sie da?“, fragte er. „Wir wollen sterben“, antwortete Gretel. „Wir haben nichts mehr zu essen.“ „Und die Wirtin hat?“ fragte der Russe. „Ja“, erwiderte Gretel. Der Russe verließ das Zimmer und brachte nach einer halben Stunde Gretel einen Sack Kartoffeln. Die Freude war bei Gretel

riesig groß, aber der Hass der Wirtin war größer. Diese Kartoffeln retteten Gretel und ihrem Kind das Leben. Aus einer Büchse machte Gretel ein Reibeisen, aß selber die Schalen und gab das Innere dem Kind. So verging der Winter, im Frühling halfen junge Brennnesseln weiter, aus denen Gretel Spinat kochte.

Im Mai erlaubten die Russen, die erste Post zu schreiben. Gretel meldete sich bei ihren Eltern in Ostpreußen und bekam tatsächlich Antwort. Unter dem Vorwand, mit dem Kind zum Arzt nach Berlin zu müssen, erhielt Gretel von der Behörde die Erlaubnis zu reisen. Von Berlin aus machte sie sich nach Ostpreußen auf. Sie erreichte nach 18 Tagen – unter unbeschreiblichen Umständen – ihre Heimat. Doch ihre Eltern erkannten ihre Tochter nur schwer, sie war ein zerlumptes, geschwollenes Wesen. Dann war wohl die Freude doch groß; aber das Russenkind war für sie eine Schande. Das traf die arme Gretel so schwer, dass sie zusammensank und wochenlang darniederlag.

Die Mutter wollte ihr Kleines ins Waisenhaus geben; aber Gott erhörte Gretels Gebete. Das Kind wurde nicht aufgenommen. Dafür nahm fürs erste die Schwester das Kleine zu sich, bis Gretel gesünder wurde und die Pflege selbst übernehmen konnte. Gretels Mutter gewöhnte sich allmählich an das hübsche, kleine Mädchen und gewann es auch lieb. Nach acht Jahren heiratete Gretel und lebt bis heute noch recht zufrieden in Allenstein.

Nur etwas bedrückt sie schwer: das Schicksal ihres Sohnes Toni. Als Gretel im Lager in Strelitz war, ver-

suchte sie einige Male, in Berlin nach ihrem Sohn zu forschen. Sie erfuhr, dass die Leute, denen sie bei ihrer Verschleppung das Kind hinterlassen hatte, von den Polen nach Berlin vertrieben wurden. Dort hatten sie das Kind noch bei sich. Dann verloren sich die Spuren. Viel später erfuhr Gretel, dass eine Schwester das Kind ohnmächtig auf einer Bank in Berlin gefunden hatte und mit ins Waisenhaus nahm.

Gretel forschte über das Rote Kreuz in Warschau und Berlin und hatte 14 lange Jahre keinen Erfolg. Sie betete inbrünstig zu Gott und bat ihn um Hilfe. Und eines Tages kam aus Hamburg vom Roten Kreuz die Nachricht, dass ein Kind seine Mutter sucht. Gretel erkannte auf dem Foto, dass es ihr Sohn sei und nahm voller Freude Verbindung auf. Doch es dauerte noch eineinhalb Jahre, bis sie die Erlaubnis bekam, zu ihrem Sohn zu fahren. Sie konnte das Wiedersehen nicht erwarten. Wie viele Erlebnisse sollten ausgetauscht werden! Wie mag er heute leben? Wie freute sie sich darauf, ihn in die Arme zu nehmen!

Und dann kam eine furchtbare Enttäuschung. Mit ihrer Tochter zusammen fuhr Gretel 36 Stunden mit der Bahn von Allenstein nach Deutschland, bis sie das Ziel erreichte. Von der fremden Frau, die den Sohn aufgenommen hatte, wurde sie eiskalt empfangen. Der Sohn kam mittags. Gretel wollte ihn in die Arme nehmen. Doch er lehnte ab und sagte kalt: „Ich habe gehört, dass du meine Mutter bist“, das war alles. Der Sohn war in einer kalten Atmosphäre groß geworden. Materiell hatte er alles, was er brauchte. Aber Wärme und Liebe fehlten ihm. Drei Wochen blieb Gretel dort, aber sie fand keinen Weg zu dem Herzen ihres Jungen.

Auch als Toni heiratete, besserte sich das Verhältnis Mutter-Sohn nicht. Die Pflegeeltern ihres Sohnes haben Gretel öfter zu verstehen gegeben, dass alle, die in Polen wohnen, auch so ein Gesindel wie die Polen sind. Sie wissen nicht, wie viele Deutsche noch in ihrer alten Heimat leben und wie viele schwere Schicksale der unsägliche Krieg mit sich gebracht hat.

Papst Johannes Paul II. wurde Ehrenbürger der Stadt Allenstein

Der Gedanke, Papst Johannes Paul II. die Ehrenbürgerschaft der Stadt Allenstein anzutragen, entstand, nachdem der Papst der Stadt das Mosaik-Marienbildnis, das im Hohen Tor (Altstadtseite) angebracht ist, zum 650. Stadtjubiläum geschenkt hatte. Am 28.4.2004 wurde das Marienbildnis in einer Mauernische des Hohen Tores angebracht und in einer feierlichen Zeremonie an diesem neuen Standort von Erzbischof Dr. Edmund Piszcz und im Beisein des Stadtpräsidenten eingeweiht.



*Papst Johannes Paul II. und Erzbischof Piszcz
(aus der Allensteiner Diözesenzeitung)*

Ausschlaggebend für die Ehrenbürgerschaft waren auch die guten Kontakte des Papstes zum Ermland und der Stadt Allenstein, die seit langer Zeit bestehen. Als junger Krakauer Geistlicher machte er mit Jugendlichen Campingurlaub in der Nähe von Allenstein und in der Stadt selbst. Viele Jahre später, am 11. September 1977, vertrat er bereits als Kardinal den erkrankten polnischen Primas Wyszynski während der Feierlichkeiten zum 100-jährigen Jubiläum der Marienerscheinung im Wallfahrtsort Dietrichswalde bei Allenstein. In der Allensteiner Konkathedrale St. Jakobus hatte er während dieses Allenstein-Aufenthaltes gepredigt. Unvergessen bleibt auch seine Visite bereits als Papst Johannes Paul II. in Allenstein am 6. Juni 1991. Zu erwähnen bleibt auch die Erhebung des Bistums Ermland zum Erzbistum Ermland am 25. März 1992. All diese Fakten unterstützten die Idee, dem Oberhaupt der katholischen Kirche die Ehrenbürgerschaft der Stadt Allenstein anzutragen. Der Präsident der Stadt Allenstein/Olsztyn Malkowski begab sich im Auftrag der Stadtverwaltung und mit Zustimmung der Diözese Ermland nach Rom, um Papst Johannes Paul II. zu bitten, die Ehrenbürgerschaft der Stadt Allenstein/Olsztyn anzunehmen. Die treue Haltung des Ermlandes zur katholischen Kirche würdigend und seine persönlichen Kontakte zur Stadt Allenstein/Olsztyn und seiner Bewohner betonend, stimmte er dieser Bitte gern zu.

Übergeben wurde die Ehrenbürgerurkunde am Dienstag, dem 1. März 2005 im Gemeli-Klinikum in Rom an den Sekretär des Heiligen Vaters, Erzbischof Stanislaus Dziwisz. Aus Krankheitsgründen konnte der Papst die Ehrenbürgerurkunde nicht persönlich entgegennehmen. Eine Delegation aus sechs Personen aus Allenstein/Olsztyn mit dem Stadtpräsidenten Malkowski, dem Vorsitzenden des Stadtrates Dabkowski, zwei weiteren Ratsvertretern sowie Vertretern der katholischen Kirche Allensteins, den Geistlichen Dr. Andrzej Lesinski und Zolnierzkiewicz, überreichten die Ehrenbürgerurkunde. Neben dieser Urkunde wurde auch eine Replik der Bronzetür der Basilika St. Jakobus in Allenstein überreicht, auf der auch die Visite des Papstes in Allenstein dargestellt ist. Aus Allenstein waren auch 150 Personen mit drei Bussen zu diesem Anlass nach Rom angereist, die jedoch auf Grund der Krankheit des Papstes auf eine Audienz verzichten mussten.

Am 2. April 2005, einen Monat nach der Entgegennahme der Ehrenbürgerurkunde der Stadt Allenstein, ist der Heilige Vater, Papst Johannes Paul II., in seinen Privatgemächern im Vatikan an den Folgen seiner schweren Erkrankung gestorben.

Bruno Mischke

St. Jakobus in Allenstein wurde Basilika Minor



Am 16. November 2004 fanden die Feierlichkeiten zur Erhebung der Konkathedrale der Erzdiözese Ermland St. Jakobus d. Ältere zur Basilika Minor statt.

Die Erhebung wurde durch den Apostolischen Nuntius in Polen, Erzbischof Jozef Kowalczyk zelebriert. Neben Erzbischof Dr. Edmund Piszcz und den Weihbischöfen Wojtkiewicz und Jezierski der Erzdiözese Ermland in Allenstein nahmen auch die Bischöfe aus den neuen Diözesen Elbing und Lyck an dieser Feierlichkeit teil.

Folgende Kirchen der Erzdiözese Ermland tragen ebenfalls den Titel einer Basilika oder Basilika Minor:

1. der Dom zu Frauenburg – Hauptkathedrale der Erzdiözese – Basilika,

2. die Kollegiatskirche in Guttstadt – Basilika Minor,
3. die Wallfahrtskirche in Dietrichswalde – Basilika Minor,
4. die Wallfahrtskirche in Springborn – Basilika,
5. die Kirche Mariä Heimsuchung in Heilige Linde – Basilika Minor,
6. die St. Georgskirche in Rastenburg – Basilika Minor,
7. die Konkathedrale St. Jakobus d. Ältere der Erzdiözese Ermland in Allenstein – seit dem 16. November 2004 – Basilika Minor.

Bruno Mischke

Das jüdische Totenhaus in Allenstein



von dem berühmten Architekten Erich Mendelsohn geplant und erbaut, wird von der Allensteiner Kulturgemeinschaft Borussia übernommen.

Das neben dem jüdischen Friedhof an der Seestraße stehende Totenhaus der ehemaligen Jüdischen Gemeinde Allensteins, mitsamt dem Friedhofsgelände, ist am 12. Januar 2005 in die Obhut der „Kulturgemeinschaft Borussia“ übergeben worden. Der Vorsitzende der Borussia, Prof. Robert Traba, und die Vorsitzende der Stiftung zur Bewahrung jüdischen Erbes, Monika Krawczyk, unterzeichneten den symbolischen Mietvertrag mit 30 Jahren Laufzeit.

Wie Prof. Traba anschließend erläuterte, wird in diesem Gebäude ein wissenschaftlich-kulturelles Zentrum für die Bevölkerung der Stadt Allenstein entstehen. Darin werden sich eine Bibliothek mit angegliedertem Lesesaal, ein Archiv, eine Galerie, ein offenes Kulturzentrum sowie ein Verlagszentrum befinden. Es wird aber auch Platz für Dauerausstellungen zum religiösen Le-

ben der jüdischen Gemeinde Allensteins und des Regierungsbezirks Allenstein bleiben. Bis diese Pläne mit der Öffnung des Mendelsohn-Hauses Wirklichkeit werden, werden sicher noch drei Jahre vergehen, sagte Prof. Traha. Auch die Pflege und Erhaltung des jüdischen Friedhofes gehören dann zu den Aufgaben der Kulturgemeinschaft Borussia.

Anmerkung des Verfassers: Erst im Jahre 1525 genehmigte Herzog Albrecht von Hohenzollern die Ansiedlung von Bürgern jüdischen Glaubens für die Gebiete Ostpreußens. Die erste Jüdische Gemeinde entstand etwa um das Jahr 1700 in Königsberg. Die preußische Staatsbürgerschaft erhielten sie erst nach dem Jahre 1812. In Allenstein lebten im Jahre 1895 erst 588 Juden, also gerade 2,7 Prozent der Gesamtbevölkerung. Sie siedelten sich in Allenstein vorwiegend im südlichen Teil der Stadt an, um die Liebstädter Straße herum.

*Tomasz Kurs
aus der polnischen Zeitung „Gazeta Wyborcza Olsztyn“
gekürzt und übersetzt von Bruno Mischke*

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM)

www.agdm.olsztyn.pl

Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, PL 10-522 Olsztyn

Tel. / Fax 0048 89 523 6990, Email agdm_allenstein-olsztyn@o2.pl

Öffnungszeiten: Di, Do und Fr 9 bis 12 Uhr, Mi 13 bis 16 Uhr.

Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

Landmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe M-V

Yors: Manfred E. Schukat, Hirtenstr. 7a, 17399 Anklam, Tel. 03971 - 245688

Herzliche Einladung

zum

10. Ostpreußentreffen

- Mecklenburg-Vorpommern -

SCHWERIN

Sonnabend, 8. Oktober 2005; 10 - 17 Uhr

Sport- und Kongreßhalle Schwerin, Wittenburger Str. 118

Alle 40 ostpr. Heimatkreise sind an Extra-Tischen ausgeschildert. Verwandte und Freunde bitte mitbringen. Für das leibliche Wohl und ein schönes Kulturprogramm ist gesorgt.

Allenstein gestern – Olsztyn heute

Weihnachten 2003 schlug meine Tochter Elke eine Reise in meine Heimatstadt Allenstein vor. Da ich seit 1989 schon mehrmals dort war, übernahm ich die Vorbereitung der Reise. Mit sieben Personen wollten wir im August 2004 in zwei Autos nach Ostpreußen fahren. Im Internet hatte ich Angebote über Hotels und Pensionen eingeholt. Unsere Wahl fiel auf die Pension Laska in Deuthen, in der wir vier Zimmer buchten.

Am 8. August 2004 um 7.00 Uhr ging es dann auf der Autobahn Richtung Stettin nach dem Grenzübergang Pomellen/Kolbaskowo und dann weiter über Bromberg, Graudenz, Osterode, Deuthen. Nach 12 ½ Stunden Fahrt mit drei Pausen waren wir am Ziel angekommen und wurden von Eugenius Laska herzlich begrüßt. Schnell wurde das Gepäck auf die Zimmer verteilt, und mit einem Linienbus ging es noch in die Altstadt zum Essen in ein griechisches Lokal am Hohen Tor.

Am nächsten Tag erfolgte nach einem ausgiebigen Frühstück die Besichtigung der Altstadt mit Jakobikirche, Schloss, Pfarrkirche, Hohem Tor, altem Rathaus, Laubengängen und Johannisbrücke. Eugenius hatte für einen Tag später einen Kleinbus mit Fahrer zu einer Fahrt nach Zoppot und Danzig bestellt. Zu Hause hatte ich ein umfangreiches Programm erstellt. Aber meine Leute wollten auch mal richtig faulenzern, im Garten liegen, lesen und Karten spielen. So waren wir noch mit dem Auto in Marienburg, im Freilichtmuseum bei Hohenstein, am schönsten Fluss in Masuren, der Krutyna, und in Nikolaiken. Mit der polnischen Eisenbahn PKP fuhren wir zu einer Wanderung um den Schillingsee nach Alt-Jablonken. Gerne hätte ich noch den Oberländer Kanal, Heilige Linde, Frauenburg und Grunwald gezeigt.

Die meiste Zeit blieben unsere Autos in der Garage. Zu Fahrten in die Stadt nutzten wir den Linienbus. Der Besuch des Sportplatzes Jakobstal war für mich eine Enttäuschung. Wo einst Hindenburg Allenstein gegen Schalke spielte, entsteht langsam ein Biotop. Zur Bushaltestelle gingen wir am Mummelteich vorbei durch die Parkanlagen in Jakobsberg. Das Abstimmungsdenkmal ist verschwunden. Es passt nicht in die heutige Geschichte. Mit einem kleinen Motorboot fuhren wir von dem Anleger an der Badeanstalt auf dem Okullsee bis nach Abstich. Viel Spaß hatten wir beim Baden im Okullsee an der Halbinsel hinter dem Flugplatz. Am Abend bummelten wir durch die Altstadt vom Hohen Tor bis zur Johannisbrücke. Die letzten Baulücken sind hier geschlossen, und es ist eine Einkaufs- und Flaniermeile entstanden, auf der reges Leben herrscht.

Von meinem polnischen Freund Stanislaw waren wir zu seinem 80. Geburtstag eingeladen und lernten polnische Gastfreundschaft kennen. Stanislaw wohnt in einem Plattenbau an der alten Feuerwehr. Am Stadtrand sind mehrere Siedlungen in Plattenbauweise entstanden. Die Stadt ist auf über

170.000 Einwohner angewachsen. Es gibt inzwischen Großmärkte wie Real mit 35 Kassen, Le Clerk, Max Duet, Baumärkte und eine Markthalle. Die Tage in Allenstein vergingen viel zu schnell und haben allen sehr gut gefallen. In der Pension Laska waren wir gut untergebracht und versorgt. Gern gebe ich Tipps zu Reisen nach Allenstein. Adresse der Pension: Eugen Laska ulica Owocowa 19, 10-803 Olsztyn 9. Tel./Fax: 0048-89/5271144, email: e-laska@wp.pl

*Hans-Günter Kanigowski, Rabenrodestr. 2b, 38110 Braunschweig
Tel.: 05307/5335, email: Hans-Guenter@Fam-Kanigowski.de*

Folgende Neuigkeiten

aus der „Gazeta Olsztynska“ hat Walburga Klimek für uns:
Die Stadt Allenstein hat mit der Firma Michelin (Eigentümer der Reifenfabrik in Allenstein) einen Vertrag unterschrieben. Die Fabrik wird ausgebaut, und in Zukunft sollen 500 neue Arbeitsplätze geschaffen werden.



*Pierre Michallat, der Vertreter der Firma Michelin und
Jerzy Malkowski, der Präsident der Stadt Allenstein
nach der Unterzeichnung des Vertrages*

Anfang Februar gab es eine Sensation: Zum ersten Mal wurde in Allenstein eine Herzoperation durchgeführt, einem Patienten wurden zwei Bypässe eingesetzt. Alles ist gut gegangen. Weitere Patienten warten ebenfalls auf diesen Eingriff. Bis Ende des Jahres sollen noch 600 Personen operiert werden. Die Stadtverwaltung hat verschiedene Investitionen geplant. U.a. soll ein Gebäude mit einem Konzertsaal für die Allensteiner Philharmonie errichtet werden. Unlängst war ein Wettbewerb für Architekten ausgeschrieben worden. 28 Projekte wurden eingesandt. Den ersten Preis erhielt eine Firma aus Polen. Ob dieser Plan verwirklicht wird, ist aber noch fraglich. Der Bau der Phil-

harmonie ist seit langer Zeit ein Thema. Bis jetzt ist das Symphonieorchester Untermieter in der Musikschule.

Die Mühle an der Eisenbahnbrücke in der Nähe des Bahnhofs ist seit einiger Zeit außer Betrieb. Das Gebäude wurde zum Verkauf angeboten. Vor ein paar Tagen las ich in der Zeitung, dass sich ein Käufer gefunden hat, er will in dem Gebäude ein Warenhaus einrichten.

Sonst gibt es nicht viel zu berichten. Den Winter haben wir nun hinter uns, in den nächsten Tagen soll es wärmer werden. Ende März hatten wir noch Nachtfrost bis -7° C. Stellenweise liegt noch Schnee, aber im Garten sind die ersten Schneeglöckchen aus der Erde gekommen.

Die 89-jährige **Eva Czimczik** aus Travemünde, früher wohnhaft in Allenstein, Adolf-Hitler-Allee, schickt uns dieses Mai-Gedicht und schreibt dazu, dass sie sich an einen 1. Mai in tiefem Schnee erinnern kann, woraufhin sie und ihre Freundinnen dieses bekannte Lied damals umgedichtet haben. Sie hat es nun aus ihrer Erinnerung aufgeschrieben und uns geschickt.

Der Mai ist gekommen, bei uns fällt noch Schnee.
Kein grünendes Blättchen, wohin ich auch seh'.
Die sommerlichen Fetzen, die hängen noch im Schrank,
wer den Pelz muss versetzen, der friert und wird krank!

Waldmeister floriert im Schaufenster fein,
er wird importieret vom Rhein und vom Main.
Wir trinken den Maitrank im gefütterten Rock,
er ist unser Labsal, doch wir nennen ihn Grog!

Es stürmet und wettet noch immer da drauß',
da wand're, wer Lust hat, ich bleibe zu Haus.
Der Ofen ist warm und die Fenster sind zu,
ostpreußischer Frühling, wie schön bist doch Du!

*Anmerkung der Redaktion: Es muss der 1. Mai 1935 gewesen sein,
an dessen tiefen Schnee ich mich auch noch gut erinnere.*

Meine Jugend im Allensteiner Kanu-Verein

Günther Kraft, Weimarische Straße 2, 10753 Berlin, schreibt uns:

Da ich leider meiner Kriegsverletzung wegen, die mich immer mehr quält, nicht mehr zu den Treffen nach Gelsenkirchen kommen kann, möchte ich mich einmal anders bemerkbar machen und zeigen, dass ich mich noch dazugehörig fühle. In Gedanken bin ich noch immer wieder zu Hause in der geliebten Heimat.

Und dazu gehörte nun einmal der Okullsee – manche sagten und schrieben auch der „Uckelsee“. Seit meinem ersten Schuljahr war er einer der Haupt-

punkte meines Lebens. Im Sommer war das Bootshaus des AKV mein zweites Zuhause, und im Winter liefen wir von dort aus Schlittschuh, und ich erinnere mich noch an das Motorrad-Rennen auf dem Eis in den 30er Jahren.

So habe ich nun meine Erinnerungen an den See und das Bootshaus aufgeschrieben, und vielleicht wird dadurch auch bei anderen Wassersportlern, Seglern, Ruderern, Schwimmern die Erinnerung an heimatische Gefilde wieder etwas aufgefrischt:

In meiner frühen Kindheit hatten meine Eltern einen Schrebergarten an der verlängerten Roonstraße. Im Jahre 1926 mussten wir ihn aufgeben, weil das Gelände bebaut werden sollte. Nun war mein Vater, im Memelland geboren und in Tilsit aufgewachsen, von Jugend auf mit Booten vertraut, hatte auf der Memel gerudert und gesegelt, und so entschloss er sich, ein Faltboot zu kaufen und in den Allensteiner Kanu-Verein einzutreten. Damals war ich im ersten Schuljahr.

Es gab verschiedene Firmen, die Faltboote bauten. Unseres war von der Bootswerft Klepper. Es war ein Zweier; Vater saß hinten, Mutter in der Mitte, mein kleiner Bruder rückwärts zwischen beiden und ich vorn in der Spitze. Die erste Probefahrt erlebte ich auf der Alle. Wir bauten das Boot auf einer Wiese nahe des Marienhospitals auf, paddelten ein paar Kilometer stromauf nach Süden und dann wieder stromab zurück. Das gefiel uns allen gut. Das Boot wurde abgebaut und auf dem kleinen Bootswagen wieder in die Schillerstraße gebracht. Später schaffte dann Vater ein Segel an, das wir auf unserem Boot aufsetzen konnten, dazu Seitenschwerter, so dass man beim Kreuzen nicht so sehr abgetrieben wurde.

Im Jahre 1926 war von Wassersportfreunden der Allensteiner Kanu-Verein AKV gegründet worden. Der erste Vorsitzende war der Chef des E-Werks in der Königstraße, Dr. Geßner. Später übernahm der Studienrat vom Gymnasium, Walter Preuß, dieses Amt. Das Haus am Okullsee war das dritte Bootshaus dort, nachdem sich Ruderer und Segler bereits Häuser gebaut hatten.



Hinter den Bootshäusern landwärts befand sich das Wasserwerk. Unser Bootshaus bestand damals aus einem etwas höheren quadratischen Haupthaus und einem flachen Nebenbau, der im Laufe der Zeit immer weiter verlängert wurde. Zuletzt sah es mit allen Stegen so aus, wie es auf dem Foto zu sehen ist. So übernahmen es dann auch die Polen. Leider ist es dann in den ersten Jahren der polnischen Herrschaft abgebrannt. Heute steht ein ganz anderes Bootshaus dort.

Im Jahre 1930 gab es ein großes Vereinsfest, das in der Badeanstalt stattfand. Wenn ich dieses Bild betrachte, versuche ich, einzelne Personen zu erkennen. Da sitzt rechts der Rechtsanwalt Bortz, ich finde die mit uns befreundete Familie Krumm mit ihren Töchtern Inge und Janne, die Familie Broscheit mit Klaus und Annemarie, den Vereinsvorsitzenden Stud.Rat Walter Preuß vom Gymnasium – er hatte am Bootshaus auch noch eine kleine Segeljolle –, die Familien Oelberg, die in einem Zweier-Kanadier paddelten, Stud.Rat Dr. Ehrhardt von der Copernicus-Schule mit Frau und Tochter Sigrid, sie hatten ein Padelboot ganz aus Eisen, Stud.Rat Niestroy, auch von der Copernicus-Schule, die beiden Damen Liebe, die Familie Lappoen, Familie Mehlow mit der Ursel, Familie Borchert mit den Jungen Siegfried und Peter, die Brüder Rogalli, Major Seck mit Familie, Frau Dietrich mit ihrem Sohn und natürlich auch meine Eltern. Die drei Knaben, die da vorn sitzen, sind von rechts mein Freund Klaus Broscheit, mein Bruder Gerhard und ich.



Der Okull-See, unser Padelrevier, hatte vier Teile, die durch See-Engen verbunden waren. Der östliche Teil, an dem die Bootshäuser standen, war das Vorderwasser. Dort befand sich auch die Badeanstalt. Das Motorschiff „Geheimrat Belian“ hatte seine Landungsbrücke zwischen Segler- und Ruder-

haus. Von dort aus konnte man nach Abstich und Göttkendorf „schippern“. Das Vorderwasser hatte westlich der Badeanstalt eine schmale Bucht, die „Blind-Arm“ oder „Blinddarm“ genannt wurde. Bei den Polen heißt sie „Zatoka Mila“ (Liebesbucht). Auf der Südseite reicht eine Halbinsel in den See, die das Vorder- vom Mittelwasser trennt. Weil sie auf der Landkarte an die dänische Halbinsel erinnert, nannten sie die Okullseeschipper Kap Skagen. Das Mittelwasser – die Polen nennen es „Pacyfik“ – hat zwei weitere schmale Ausgänge, einen nach Norden zum Göttkendorfer Teil und einen nach Westen zum Hinterwasser. Diese Enge, wo es am Südufer gleich tief wurde, war das Ziel vieler Segler, weil sie mit den Booten bis ans Ufer fahren konnten. Wenn ich mich recht erinnere, nannten sie diese Stelle „Adamsinsel“. Das Hinterwasser reichte bis Abstich. Dort befand sich direkt am Ufer eine Gastwirtschaft, wo unser Verein meist das An- und Abpaddeln feierte. Am südlichen Ufer hatte es auf dem Exerzierplatzgelände direkt am Strand eine Quelle. Diese Stelle fuhren meist die Paddler an. Die großen Feste im Verein waren im Frühjahr das Anpaddeln und im Herbst das Abpaddeln. Dann war die ganze Paddelflotte unterwegs. Das Ziel war meist der Krug in Abstich, wo gefeiert und Kaffee getrunken wurde,. Auch wurde Ball gespielt. Dazwischen gab es noch ein Sommerfest, und ich erinnere mich, dass die Jungens am nächsten Tag im Bootshaus herumsuchten ob da nicht vielleicht eine Sektflasche noch halbvoll zu finden wäre.



Das ganze Südufer des Okullsees vom „Blind-Arm“ bis kurz vor Abstich gehörte zum Exerzierplatz Deuthen der Reichswehr. Dort am Ufer hatten die Wassersportvereine ihre Sonntagsziele. Viele der Kanuten paddelten zu der erwähnten Quelle. Man konnte mit dem frischen Wasser Kaffee kochen, und man konnte dort auch zelten und übernachten. Man konnte dort baden und in der Sonne liegen. Die Herren spielten auch oft Faustball.

Für die Kinder war der Exerzierplatz ein Abenteuerspielplatz-Paradies. Wir spielten Indianer und Trapper, schossen mit Pfeil und Bogen auf Ungeheuer, bauten Burgen, spielten Räuber und Soldat. Zwischendurch wurde gebadet, wir lernten schwimmen, tauchen und auf Bäume klettern. Inzwischen hatten die Mütter auf den Spirituskochern das Essen heiß gemacht. In den Sommerferien wurde auch oft gezeltet. Es war eine herrliche Zeit!

In den 30er Jahren wurde Wert auf Leistungssport gelegt. Der Verein erwarb Rennboote: Einer, Zweier und auch Zehner-Kanadier. Ich interessierte mich besonders für den Einer. Das gestattete man mir auch – inzwischen war ich schon 16. Nachdem ich ein- bis zweimal gekentert war, hatte ich den Bogen raus, man konnte so richtig durch die Wellen flitzen. Aber dann trainierte ich mit meinem Freund Hellmuth Schiersching mit dem Zweier. Auf einer Regatta mit den Osteroder Kanuten ließen wir die beiden Osteroder Männer klar hinter uns. Wir waren beide mächtig stolz, als wir uns tags drauf in der Allensteiner Zeitung im Sportteil wiederfanden.

Es waren damals viele neue Gesichter im Bootshaus: der schon genannte Hellmuth, seine Schwester und der Schwager, mein Freund und Klassenkamerad Ulrich Hoffmann, viele länger dienende Soldaten aus der großen Allensteiner Garnison – ich sehe manche noch vor mir, aber auf ihre Namen kann ich mich nicht mehr besinnen. Mit Hellmuth fuhr ich noch Regatten in Osterode und Elbing, immer mit Erfolg. Leider ist er auch schon nicht mehr in dieser Welt.

Mein Okull-See, mein Bootshaus, mein Boot, meine Heimatfreunde – wenn ich einen glücklichen Traum habe, gleite ich über die Wellen des Okull-Sees.

Grabsuche – wer kann helfen?

Meine Mutter – Emilie Hinz geb. Falk (21.10.1915) – wurde am 22. Januar 1945 in Allenstein in der Kämmereigasse auf der Straße zusammen mit einigen Nachbarn (u.a. Frau Steffen, Herr Wölki) von russischen Soldaten erschossen. Ich sah die Toten noch einige Tage auf dem Schulhof der Eichen-dorff-Schule (am Anfang der Kämmereigasse, gegenüber der Feuerwache) liegen. Trotz intensiver Bemühungen konnte ich bisher leider nicht in Erfahrung bringen, wo sie ihre endgültige Ruhestätte gefunden haben.

Wer hat davon gehört oder gelesen? Wer kennt jemanden, der darüber etwas wissen könnte? Für eine Antwort wäre ich sehr dankbar.

*Bodo Hinz, früher Kämmereigasse 5 in Allenstein,
jetzt Beethovenstr. 9, 48691 Vreden, Tel.: 02564-31041*

AUS UNSERER STADTGEMEINSCHAFT

Programm 50. Jahrestreffen

vom 16. bis 18. September 2005 in Gelsenkirchen – Schloss Horst

FREITAG,
16. SEPTEMBER 2005

15.00 Uhr Hotel ibis
Stadtversammlung
19.00 Kolpinghaus
Zwangloses Beisammensein

SAMSTAG,
17. SEPTEMBER 2005

11.00 Uhr Propsteikirche
Ökumenische Gedenkandacht

13.00 Uhr Schloss Horst
Eröffnung der Ausstellung
„Ostpreußische Impressionen“
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr
Feierstunde „50 Jahre Stadtgemeinschaft“
Musikalische Gestaltung
Bläser- und Posaunenchor Erle
unter Leitung von Hans-Günter Nowotka
Begrüßungsansprache
Vorsitzender der Stadtgemeinschaft
Grußworte
Oberbürgermeister der Stadt Gelsenkirchen
Präsident der Stadt Allenstein
Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen

18.00 Uhr Tanz und Unterhaltung
Kapelle Oskar Delberg

24.00 Uhr
Ende der Veranstaltung

SONNTAG,
18. SEPTEMBER 2005

10.00 Uhr Propsteikirche
Katholischer Gottesdienst
10.00 Uhr Altstadtkirche
Evangelischer Gottesdienst

11.00 bis 13.00 Uhr TREUDANK
Unser Heimatmuseum lädt zum Besuch ein

Unsere Reise nach Ostpreußen und Allenstein

findet in diesem Jahr vom 15. bis 29. Juni statt. 60 Jahre Vertreibung und 50 Jahre Stadtgemeinschaft Allenstein können dazu auch Anlass geben. Das Wiedersehen mit der unvergessenen Heimatstadt bleibt aber immer der Hauptreisegrund. Doch dieses Mal kommt noch etwas anderes hinzu: die Verknüpfung mit einer Urlaubsreise an die Ostseeküste von Stettin bis Memel und ins Baltikum mit Wilna und Kowno. Die Reiseroute und die Übernachtungsorte machen dies deutlich.

Am 15. Juni fährt der Plewka-Reisebus von Düsseldorf ab und nimmt die Mitreisenden an vielen Orten auf, so in Gelsenkirchen, Hannover und Berlin-Michendorf. Die erste Übernachtung ist in **Stettin**, wo es am nächsten Tag eine Stadtrundfahrt gibt, bevor es entlang der Ostseeküste über Köslin und Stolp nach **Danzig** weitergeht. Hier kann man schon am Abend einen ersten Spaziergang durch die erstaunlich wiederhergestellte Altstadt machen, durch die es am nächsten Vormittag eine ausführliche Führung gibt. Auch wer das berühmte Krantor, den Langen Markt, die Frauengasse und die Marienkirche, den Neptunbrunnen und das Rechtsstädtische Rathaus schon einmal oder öfter gesehen hat, wird bei jedem Gang durch die geschäftigen Straßen mit den prächtigen Bürgerhäusern stets aufs neue begeistert sein.

Danach geht die Fahrt über den Grenzübergang Heiligenbeil (Marinowo) nach **Königsberg**, das jetzt russisch ist und Kaliningrad heißt. Wer die schöne Hauptstadt Ostpreußens von früher kennt, wird betrübt sein und es am liebsten beim jetzigen Namen belassen. Dennoch sind einige markante Gebäude stehen geblieben, die am Vormittag des vierten Reisetages besucht werden, so der Hauptbahnhof und der Nordbahnhof, die Börse und das Schauspielhaus, einige Stadttore und vor allem der wiederaufgebaute Dom mit dem unverseht gebliebenen Kant-Grabmal. Am Nachmittag ist Gelegenheit zum Besuch des Bernsteinmuseums, vielleicht auch des Tiergartens und zu einem Stadtbummel.

Der fünfte Reisetag ist ein Sonntag und bietet als erstes Reiseziel den Badeort **Rauschen**, der im Gegensatz zu Cranz weitgehend seinen Charme und seine Betriebsamkeit behalten hat. Über Cranz geht dennoch die Weiterfahrt zur **Kurischen Nehrung** mit der berühmten Vogelwarte Rossitten nach **Nidden**, wo wir drei Nächte bleiben. Den sicherlich bekannteste Ort der Kurischen Nehrung lernen wir am nächsten Tag bei einem Rundgang kennen. Die blauen Häuser mit den blumengeschmückten Vorgärten, die Hohe Düne, der alte Friedhof mit den deutschen und kurischen Grabdenkmälern und natürlich das Thomas-Mann-Haus vermitteln unvergessliche Eindrücke.

Am siebenten Tag geht es von der Nordspitze der Nehrung mit der Fähre nach **Memel** (Klaipeda), wo uns eine Stadtrundfahrt mit Führung die historische Altstadt näher bringt. Das alte Rathaus, der Simon-Dach-Brunnen mit dem Standbild von Ännchen von Tharau vor dem Theater und die ehemalige Kaiserliche Hauptpost mit ihrem hohen Turm und dem mittäglichen Glocken-

spiel sind nur ein paar der sehenswerten Baudenkmäler. Der Nachmittag steht für eigene Erkundungen zur Verfügung. Marktstände mit vielen Bernsteinangeboten kann man beim Stadtbummel aufsuchen. Danach geht es zurück zum Hotel in Nidden.

Am nächsten Tag geht die Fahrt über Kaunas (Kowno) mit Gelegenheit zum Mittagessen nach **Wilna** (Vilnius), der Hauptstadt Litauens. Was es da an architektonischen Denkmälern zu sehen gibt, wie die St.-Stanislaw-Kathedrale (Dom), die Kirchengruppe von St. Anna und St. Bernhard, die alte Universität und den Gedinas-Turm auf dem Burgberg mit dem eindrucksvollen Rundblick über die Stadt, das zeigt uns eine ausführliche Besichtigung am neunten Reisetag.

Der zehnte Tag bringt uns über Kaunas und Suwalken ins südliche Ostpreußen. Treuburg, Lyck und Nikolaiken in Masuren liegen auf der weiteren Strecke nach **Allenstein**, wo wir im Novotel am altbekannten Okullsee für vier Tage Quartier beziehen. Sonnabend, der 25. Juni, ist der „Tag der Minderheiten“, an dem sich verschiedene Chöre und Tanzgruppen – auch der deutsche Vereine in Allenstein – folkloristisch präsentieren. Es bleibt aber auch Zeit für eigene Unternehmungen wie auch am darauffolgenden Sonntag. Wer nicht mehr ganz rüstig auf den Beinen ist, kann sich deutschsprachige Taxifahrer zum Hotel bestellen. Für den 13. Reisetag ist eine Ausflugsfahrt nach **Osterode**, eine zweistündige Schiffsfahrt auf dem **Oberländischen Kanal** mit seinen „geneigten Ebenen“ und schließlich eine Besichtigung der **Marienburg**, dem Sitz des einst so mächtigen Deutschen Ordens, vorgesehen.

Am 14. und vorletzten Tag geht es zurück über **Thorn** an der Weichsel, dem Geburtsort des auch in Allenstein tätig gewesenen Astronomen Nikolaus Kopernikus, dessen Geburtshaus und vor dem Rathaus auch dessen Denkmal ebenso wie die große Johanneskirche bei einem Altstadtbummel zu sehen sind. Die letzte Übernachtung erfolgt an diesem Tag im Hotel SEN, ca. 75 km vor dem Grenzübergang Swiecko-Frankfurt/Oder, den wir am Mittwoch, den 29. Juni, passieren. Über Berlin und Hannover, das wir gegen 16 Uhr erreichen, geht die Rückfahrt ins Ruhrgebiet. Gegen 20 Uhr ist dann auch für die am weitesten westlich wohnenden Teilnehmer die 15-tägige Superreise beendet.

Dr. Ernst Jahnke

Informationen über Familie RYSZEWSKI gesucht

Norddeutscher mit familiären Wurzeln in Allenstein/Ostpreußen sucht zur Erstellung v. Biographien/Familienchronik für die eigene Familie (Rudolf Ryszewski, Jommendorfer Straße, Allenstein/Ostpreußen) Personen, die hierzu Angaben machen können bzw. Unterlagen besitzen wie

- Kirchenurkunden (Geburts-/Vermählungs-/Sterbedaten) von ca. 1890- 1945,
- Belegungslisten der Friedhöfe und Fotos von Friedhöfen und Grabsteinen bis 1945.

*Hans J. Ryszewski, Pestalozzistraße 55, 27474 Cuxhaven,
Telefon und Telefax: 04721-2 37 25*

Wir gratulieren

Dr. Heinz Daube zum 80. Geburtstag



Am 12. August 2005 wird unser Ehrenmitglied und langjähriger Vorsitzender Dr. Heinz Daube 80 Jahre alt.

16 Jahre, von 1983 bis 1999, war Heinz Daube Vorsitzender der Stadtkreisgemeinschaft Allenstein. Er übernahm das Amt in einer für die Stadtkreisgemeinschaft sehr schwierigen Zeit. Er war es, der die Kreisgemeinschaft wieder aufbaute, neue Mitarbeiter gewann, zur Geschlossenheit aufrief und neue Wege fand. Ihm verdanken wir die Wiederbelebung der Kontakte zu den Vertretern der Stadt Gelsenkirchen, die er mit großem Erfolg betrieb.

Unvergessen sind die großen Jahrestreffen in Gelsenkirchen, an denen regelmäßig mehrere 1000 Menschen teilnahmen. Das Hans-Sachs-Haus fasste die Massen nicht, so dass ein großes Zelt zusätzlich aufgestellt werden musste. Am Sonntagabend nach diesem Ereignis lud Heinz Daube die Stadtvertreter zum Dank für ihre Arbeit zu einer gemütlichen Runde ein. In fröhlicher und entspannter Atmosphäre wurde Nachlese gehalten. Unvergessen sind auch diese Stunden.

Als dann nach Beendigung des kommunistischen Regimes 1990 die Betreuung der deutschen Volksgruppe in Allenstein eine neue zentrale Aufgabe wurde, setzte sich Heinz Daube mit ganzer Kraft für die Probleme der Minderheit ein. Nach reiflicher Überlegung legte er den Grundstein für die Entstehung des „Haus Kopernikus“ und setzte sich für die Bereitstellung der Mittel für den Erwerb ein.

Alle, die unter seiner Regie in diesen Jahren mit ihm für das Wohl der Kreisgemeinschaft arbeiteten, denken gerne an diese Zeit und das Engagement von Heinz Daube zurück. Alle Allensteiner hier und dort danken Heinz Daube für seine Arbeit und seine Gedanken um unsere Heimat. Sie gratulieren mit guten Wünschen für sein weiteres Leben.

Annemarie Günther

Paul Genatowski wurde 80

Der 17. Februar 2005 war der Tag, an dem „unser Paul“ (Genatowski) in den Club der 80-Jährigen aufgenommen wurde. Herzliche Glückwünsche von allen, die ihn kennen und schätzen. Wir alle danken ihm für seinen selbstlosen Einsatz und seine Liebe zur Arbeit, nicht nur im Büro der Stadtgemeinschaft über Jahre hinaus.

Als Zweitjüngstes von acht Kindern der Familie Genatowski ist Paul in der Schubertstraße in Allenstein aufgewachsen. Er war engagierter Messdiener in der St.-Josefi-Kirche an der Wadanger Straße. Nach der Schulzeit – einschl. Handelsschule – begann er eine Lehre im Landratsamt Allenstein bis zur Einberufung in den Kriegsdienst. Nach der Gefangenschaft kam Paul 1948 zu seiner jüngsten Schwester und seiner Mutter in den Südschwarzwald. Die Mutter hat hier auch ihre ewige Ruhe gefunden. Mit drei Schwestern hat Paul Kontakt: seine älteste Schwester Angelika ist mit 90 Jahren als lustig und unverwüstlich nicht nur in Allenstein/Olsztyn bekannt. Außer der jüngsten Schwester im Schwarzwald lebt eine Schwester in Tangermünde.

1954 zog es Paul nicht nur ins Ruhrgebiet, sondern gleich bis unter Tage. Zunächst war er Kumpel in Mülheim, dann in Gelsenkirchen „auf Dahlbusch“. Beim ersten Treffen (1954) der Allensteiner war Paul schon dabei. Im Rentenalter hat sich der bewährte Junggeselle der Stadtgemeinschaft Allenstein zur Verfügung gestellt. Das war 1968. Mit Herbert Brede teilte er sich die Arbeit, nicht nur in der Geschäftsstelle. Dann musste Paul mit mir das Büro teilen (Ende 1985). Es klappte auf Anhieb gut; denn ich möchte behaupten: „Paul, Du warst und bist ein tofter (guter) Kumpel! Halte Dich tapfer, wir brauchen Dich noch!

Elfriede Hense

zum Geburtstag

- 95 Jahre Mathilde Kneffel, geb. Blazijewski, früher Grünberger Weg 19, jetzt 47057 Duisburg, Neue Fruchtstr. 14, am 25.04.2005
Ursula Bleyer, geb. in Braunsberg, dann wohnhaft in Allenstein, Roonstr. 12, jetzt 24116 Kiel, Schillerstr. 19, am 10.05.2005, angezeigt von Lothar Herdis-Engels, Nährungweg 3,24159 Kiel
- 85 Jahre Gertrud Blazejewski, 44623 Herne, Sodinger Str. 11, St. Elisabeth-Stift, am 07.04.2005
- 84 Jahre Franziska Nowacki, geb. Schilling, früher Lötzener Str. 10, jetzt 18195 Tessin, Am Gärtnergrund 21, am 17.06.2005
- 83 Jahre Paul Kaber, früher Zimmerstr. 14, jetzt 27749 Delmenhorst, Klosterdamm 67, am 23.08.1922
Christa Haußmann, geb. Graupner, früher Kaiserstr. 11, jetzt Karwendelstr. 40, 12203 Berlin, am 30.11.2005

- 82 Jahre Dr. Martin Quedenfeld, früher Finkenstr. 19, jetzt Schneeglöckchenstr. 20, 10407 Berlin, am 01.08.2005
Günther Klingberg, aus der Schillerstr. 31, jetzt Gundelfinger Str. 21, 10318 Berlin, am 21.10.2005
- 81 Jahre Ewald Paprotka, früher Schubertstr. 8, jetzt 70599 Stuttgart, Im Asemwald 24/14, am 16. 07.2005
Walter Schmidt, früher Liebstädter Str. 22, jetzt Groß-Berliner-Damm 52, 12487 Berlin, am 27.09.2005
Kurt Kriebach, früher Allenstein, jetzt Pfingstbrunnenstr. 33, 65824 Schwalbach, am 25.10.2005
Gert Kehler, Horst-Wessel-Str. 25, jetzt Mendelsonstr. 1, 31141 Hildesheim, am 01.03.2005
Alfred Manfeldt, früher Allenstein, jetzt Westfalenstr. 54, 45770 Marl, am 02.01.2005
Horst Graupner, früher Kaiserstr. 11, jetzt Im Melchersfeld 54, 41468 Neuss, am 06.08.2005
Siegfried Wohlfarth, früher Schlageterstr., jetzt Allerskehre 11, 22309 Hamburg, am 14.01.2005
Hubertus Zühlke, früher Soldauer Str., jetzt Wörthstr. 9, 49082 Osnabrück, am 04.08.2005
- 80 Jahre Georg Kaber, früher Zimmerstr. 14, jetzt 04932 Prösen, Riesaerstr. 92, am 03.09.2005
Maria Krauß, geb. Schilling, früher Lötzenser Str. 10, jetzt 18190 Sanitz, Buchenweg 23a, am 06.01.2005
Hubert Gorny, früher Wadanger Str. 26a, jetzt 57203 Kreuztal, Postfach 1246, am 05.02.2005
Horst Goede, früher Wadangerstr. 10, jetzt Allersberg 31, 65191 Wiesbaden, am 30.03.2005
Otto Kauer, früher Memellandstr. 7, jetzt Leiblstr. 6, 41539 Dormagen, am 30.09.2005
- 75 Jahre Eva Vollbrecht, geb. Czezka, früher Lötzenser Str. 22, jetzt 96100 Selb, Plößberger Weg 36, am 14.09.2005
Irmgard Nickel, früher Masurensiedlung, Neidenburger Str. 21, jetzt 33647 Bielefeld, Hauptstr. 133, am 04.04.2005
- 74 Jahre Ruth Vogt, geb. Graupner, früher Kaiserstr. 11, jetzt Im Teich 49, 64569 Nauheim, am 25.06.2005
- 72 Jahre Gerda Zimmermann, geb. Kollender, früher Tannenbergr. 36b, jetzt 61194 Niddatal, Bogenstr. 7, am 09.03.2005
Karl Heinz Kapteina, früher Roonstr. 83, jetzt 58509 Lüdenscheid, Oenekingerweg 106, am 07.04.2005
- 71 Jahre Lothar Wisseling, früher Händelstr. 19, jetzt 18273 Güstrow, Str. d. DSF 54, Tel. 03843/33 44 45, am 29.03.2005
- 70 Jahre Peter Barczewski, früher Str. d. SA, jetzt 19406 Ruchow, Dorfstr. 15, am 27.06.2005

Wir gedenken



Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

Nachruf

Am 6. April 2005 verstarb in Allenstein der bekannte Schriftsteller, Historiker und ehemalige Richter am Amtsgericht Olsztyn/Alenstein, Stanislaw Piechocki, im Alter von 50 Jahren. Herr Piechocki war ein profunder Kenner der Allensteiner Vor- und Nachkriegsgeschichte. Aus seiner Feder stammen neben Belletristik auch folgende dokumentarisch recherchierte Bücher zu Allensteiner Themen:

1. Czysciec zwany Kortau – Fegefeuer Kortau, 1993
2. Dzieje olsztynskich ulic – Geschichte der Allensteiner Straßen, 1994 und 1998
3. Olsztyn styczen 1945 – Allenstein im Januar 1945, ein Porträt der Stadt, 2000
4. Ratusz w Olsztynie – Das Allensteiner Rathaus, 2001
5. Olsztyn magiczny – Das magische Allenstein, 2002

Herr Piechocki war auch Gast bei unseren Allensteiner Treffen und arbeitete gern mit der AGDM (Alensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit) in Allenstein zusammen, wo er neben Vorträgen auch interessante Beiträge für die „Alensteiner Nachrichten“, dem Mitteilungsblatt der AGDM lieferte.

Sein plötzlicher Tod hat nicht nur seine Familie in tiefe Trauer gestürzt, der wir hiermit unsere aufrichtige Anteilnahme aussprechen, sondern auch die Stadtgemeinschaft Allenstein e.V. mit Sitz in Gelsenkirchen trauert um ihn.

Wir werden Herrn Piechocki ein ehrendes Andenken bewahren.

Bruno Mischke

- Gregor Radigk geb. am 13.02.1925, früher Wadanger Str. 15, gest. am 15.07.2004 in Kassel, angezeigt von Ingrid Kuhn
- Maria Buhlau, geb. geb. am 04.07.1920, früher Zimmerstr. 10 u. Grünberger Sosnowski Weg 22, gest. 15.11.2004, zuletzt wohnhaft 28195 Bremen, Diepenau 5, angezeigt von Christel Sosnowski, 45966 Gladbeck
- Herbert Skibowski geb. 19.08.1927, früher Liebstädterstr. 18, verst. am 15.09.2004 in 21031 Hamburg, Habermannstr. 59, angezeigt von der Ehefrau Waltraud Skibowski
- Gert August geb. 30.07.1924, verst. am 30.03.2004, zuletzt wohnhaft in 32361 Pr. Oldendorf, Niederfeldweg 4, angezeigt von Wilhelm Koch, 32361 Pr. Oldendorf
- Martha Czezcka geb. Vogel am 18.03.1910, früher Lötzener Str. 22, verst. am 21.01.2005 in Hamburg, angezeigt von Tochter Eva Vollbrecht, 95100 Selb, Plößberger Weg 36
- Magdalena Karp geb. Biernath am 12.04.1921, verst. 21.12.2004, zuletzt wohnhaft in Leverkusen
- Ursula Kunze geb. Zimmermann am 01.12.1923 in Allenstein, verst. am 15.12.2004, zuletzt wohnhaft in 69126 Heidelberg, Konstanzer Str. 51
- Mathilde Kneffel geb. Blazijewski am 25.04.1910 in Allenstein, Grünberger Weg 19, verst. Februar 2005, zuletzt wohnhaft in 47057 Duisburg, Neue Fruchtstr. 14
- Juliane Redanz geb. Handmann am 23.02.1931 in Ortelsburg/Ostpr., verst. 03.03.2005 in Hamburg, zuletzt wohnhaft in 22880 Wedel, Schulstr. 19
- Christel Dragon geb. Kollender, früher Liebstädter Str. 45, verst. am 30.07.2004 in Neunkirchen/Bayern, im Alter von 75 Jahren, zuletzt wohnhaft in 91099 Poxdorf, Mühlweiherweg 5a, angezeigt von Schwester Reinhilde Schwartz, Californien
- Hermann Tharra geb. 26.05.1913, früher Adolf-Hitler-Allee, verst. 07.02.2005, zuletzt wohnhaft in 37154 Northeim, Lukas-Cranach-Str. 2a, angezeigt von Sigard Müller, 37154 Northeim, Markt 16
- Klaus Wagner geb. 17.10.1925, früher Kaiserstr. 19, verst. am 25.04.2005, zuletzt wohnhaft in 22305 Hamburg, Burmester Str. 9

Ostheim in Bad Pyrmont

Seniorenfreizeiten

Freizeiten im Ostheim, das sind gemeinsame Urlaubstage mit einem Programmangebot, das für jeden Gast etwas zu bieten hat. Der Tag beginnt nach dem Frühstück mit morgendlichem Singen oder Gymnastik. Am Vormittag wird Bad Pyrmont mit seinen Sehenswürdigkeiten und Einkaufsmöglichkeiten erkundet. Nach der wohlverdienten Mittagsruhe laden das Haus oder eines der vielen Cafés im Ort zum Kaffeetrinken ein, oder man beteiligt sich an einer geführten Wanderung. Ein Nachmittag ist für eine Halbtagsfahrt in die nähere Umgebung reserviert. Am Abend werden Diavorträge oder Videofilme, Tanz- oder Spielabende angeboten, man sieht fern oder spielt gemeinsam Karten und tauscht Erinnerungen an die Heimat aus. Am letzten Abend feiern wir nach ostpreußischer Art Abschied, zu dem jeder nach seinen Möglichkeiten besinnliche und lustige Beiträge beisteuern kann. Sie sind in einer Gemeinschaft mit ostpreußischen und ostdeutschen Landsleuten, wie in einer großen Familie.

Sommerfreizeit

Montag, 11. Juli bis Montag, 25. Juli 2005, 14 Tage

Herbstliche Ostpreußentage

Montag, 26. September bis Donnerstag, 6. Oktober 2005, 10 Tage

Adventsfreizeit

Montag, 28. November bis Montag, 5. Dezember 2005, 7 Tage

Weihnachtsfreizeit

Donnerstag, 15. Dezember 2005 bis Montag, 2. Januar 2006, 18 Tage

Anmeldungen richten Sie bitte, nur schriftlich, an:

Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte
Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont
Tel.: 05281 – 93 61 0, Fax: 05281 – 93 61 11
Internet: www.ostheim-pyrmont.de
Email: info@ostheim-pyrmont.de

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

Ausstellungen und Veranstaltungen im Deutschordensschloss

- 09.07. – 11.09.2005 Der Maler Alfred Teichmann
- 17.09.05 – Frühjahr 06 Kurt Schumacher Deutscher und Europäer
- 17.09. - 30.10.2005 Schätze aus dem Nationalmuseum Danzig
Danziger Malerei des 19. Jahrhunderts
- 20.11.2005 10. Bunter Herbstmarkt

Kabinettausstellungen

- 09.07. - 11.09.2005 Andreas Albert
Zeichnungen und Fotos von der Kurischen Nehrung
- 17.09. - 27.11.2005 Walter und Edith von Sanden-Guja

Ausstellungen in Ost- und Westpreußen

- | | |
|----------------------------|--|
| Königsberg, Dt.-russ. Haus | Arno Holz zum 75. Todestag |
| Königsberg, Kunstgalerie | Gorod i Ijudi – Königsberger Gesichter |
| Saalfeld | Geschichte der Stadt Saalfeld
(zur 700-Jahrfeier) |

Öffnungszeiten: April bis September Di – So 10 - 12 und 13 - 17 Uhr
Oktober bis März Di - So 10 - 12 und 14 - 16 Uhr

Kulturzentrum Ostpreußen
Schloßstr. 9, 91792 Ellingen
Tel.: 09141 - 86 44 0, Fax: 86 44 14
Internet: www.kulturzentrum-ostpreussen.de
E-Mail: info@kulturzentrum-ostpreussen.de

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Dauerausstellungen

Landschaften	Kurische Nehrung, Masuren, Oberland, Rominter Heide, Elchwald
Jagd- und Forstgeschichte	Besondere Tierarten, Trophäen, Jagdwaffen
Geschichte	Landesgeschichte von den Prußen bis 1945
Ländliche Wirtschaft	Ackerbau, Tierzucht, Fischerei
Geistesgeschichte	Wissenschaft, Bildung, Literatur
Bernstein	Entstehung, Gewinnung, Bedeutung
Kunsthandwerk	Bernstein, Silber, Keramik, Zinn
Bildende Kunst	Kunstakademie Königsberg, Künstlerkolonie Nidden, Lovis Corinth

Wechselausstellungen

04.06. - 18.09.05	Solidarität in schwerer Zeit Die Ostpreußenhilfe des 1. Weltkrieges
18.06. – 18.09.05	Wanderungen am Meer und im Gebirge Der Maler Arthur Kuhnau aus Königsberg
09.07. - 23.10.05	Man nannte sie „Umsiedler“ Ostpreußen in der DDR
03.09. – 23.10.05	Ans Licht geholt Mitarbeiter und Schulkinder zeigen Kostbarkeiten der Sammlung
08.10.05 - 29.01.06	Gustav Boese (1878-1943) – der „Hausmaler“ des Memellandes
05./06.11.05	17. Museumsmarkt Landschaften & Traditionen
26.11.05 -19.02.06	Spielzeug vergangener Kinderträume

Öffnungszeiten: Di – So 10 – 17 Uhr

Ostpreußisches Landesmuseum
Ritterstraße 10, 21336 Lüneburg
Tel.: 04131 - 75 99 50, Fax: 75 99 511
Internet: www.ostpreussisches-landesmuseum.de
E-Mail: info@ostpreussisches-landesmuseum.de

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Es wird gebeten, Beiträge jeweils bis zum 31. März bzw. 30. September an die Geschäftsstelle zu senden.

Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion Änderungen und Kürzungen vornimmt und den Zeitpunkt der Veröffentlichung bestimmt. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Geburtstage ab 70 Jahre

Für die Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Bitte Namen (bei Frauen auch den Geburtsnamen), Geburtsdatum und Anschrift mit Postleitzahl angeben. Bitte Geburtstage von Juli bis Dezember spätestens im März und von Januar bis Juni bis Ende September einsenden.

Familien- und Todesanzeigen

Für Familien- und Todesanzeigen verwenden Sie bitte ein separates Blatt. Bitte schreiben Sie deutlich und übersichtlich und im gleichen Format, wie Sie es im AHB unter der entsprechenden Rubrik finden. Bitte vollständige Angaben machen, an Um- und Abmeldungen denken und so bald als möglich einsenden.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen legen Sie bitte Porto bei.

Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn die Antwort sich etwas verzögert, denn auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

Spenden

Es wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Namen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief – Deine Brücke zur Heimat.

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Konto Nr. 501 025 900 Volksbank Gelsenkirchen, BLZ 422 600 01

So mütterlich durch das Werk Agnes Mieгels geführt...

Zum Buch von Marianne Kopp

Sie war doch die berühmteste Schriftstellerin Ostpreußens. Weder nur „Balladendichterin“ noch Heimatdichterin, auf was sie oft reduziert wird, hat Agnes Mieгel sowohl in Lyrik als auch in Prosa Bedeutendes geschaffen. Am 9. März ist der 126. Geburtstag von der „Mutter Ostpreußen“ gewesen.

Marianne Kopp gelang es mit ihrer Biografie der Dichterin, einen wichtigen Beitrag zu einer erneuten Würdigung von Leben und Werk Agnes Mieгels zu leisten.

Die Lektüre des Buches von Marianne Kopp beginne ich mit dem Umschlagfoto. Es fesselt ganz meine Aufmerksamkeit...

Der große Vorteil jeder hohen Kunst ist, dass sie universal wirkt und sich vielseitig betrachten und interpretieren lässt. Das ermöglicht eben das Titelfoto des Buches „Agnes Mieгel – Leben und Werk“ (Husum 2004). Was für Spannungen zeigen sich in der vom Verlag zusammengebastelten Collage! Tiefnachdenklich blickt Agnes Mieгel auf das Königsberger Stadtviertel neben dem Kneiphof, wo sie ihre glücklichsten Kinderjahre verbracht hat. Nicht weit davon lebte sie bis zur Flucht. So ein Industrieausschnitt wie auf dem Bild sollte Agnes Mieгel nicht fremd gewesen sein. Wie es auch in dem Buch steht: „[Sie] wendet sich [...] der bunten Wirklichkeit zu [...], nimmt begierig Bilder, Leute und Gerüche auf, Markttreiben und Atmosphäre auf den Straßen [...] um sie her“. So realistisch wird von Karl Storch d. Ä. (1864-1954) das „Hundegatt in Königsberg“ gezeigt. Klar, die Rauchwolken auf dem Bild können auch die im Hintergrund des Bildes liegende Königsberger Industrie darstellen. So viel aber der reine Realismus. Es bleibt jedoch die zweite Perspektive, die mich aufgeregt und unruhig macht. All diese Farbeffekte wecken in mir noch weitere Konnotationen auf. Ich sehe eine im Hintergrund brennende Stadt und zwei fliehende Dampfschiffe. Und ich lese in dem Buch weiter: „Hier [auf dem Kneiphof] wird das kleine Mädchen geboren, während ein Brand in der Nachbarschaft Aufruhr und Lärm verursacht. [...] In der Tat scheinen diese Umstände ihrer Geburt schon auf ihre Besonderheit hinzuweisen, ihren Zugang zu einer andren Wirklichkeit [...]“. Auch der Zugang zu den Herzen und Gefühlen der Leserschaft...

Wir sind aber immer noch bei dem Bild. Im August 1944 „legen zwei Bombenangriffe die Innenstadt Königsbergs in Schutt und Asche. [...] Agnes Mieгel begreift nur langsam, warum noch vor kurzem jeder Weg in die Stadt ein Abschiedsnehmen war“. Marianne Kopp zitiert an der Stelle das Gedicht „Abschied von Königsberg“, dessen Verse ich hier für sich sprechen lasse:

Es forderte zum Fackeltanze dich,
Gekrönte Vaterstadt, der grimme Tod.
Wir sah'n von seinem Mantel dich umloht
[...]
Und sahen deinen furchtbaren Freier Tod
Aus deiner Gassen leeren Masken starren
Und durch den grauen Rauch stromabwärts fahren
Mit zuckender Beute auf verglühendem Boot.

Es darf doch mit der Umschlagcollage kein Zufall gewesen sein. Sicherlich hat Marianne Kopp kein Buch über Königsberg geschrieben, sondern über Agnes Miegel. Eine Stadt kann aber viele andere Motive generieren – eine Kettenreaktion, einen Schmetterlingseffekt, die sich frei entwickeln lassen.

Als ich Marianne Kopp fragte, warum sie gerade ein Buch über Agnes Miegel schreibt, sagte sie, sie finde viel Faszinierendes an ihrem Werk, an ihrem besonderen Erzählstil. Außerdem gäbe es nicht viele Forscher, die das bedeutende Werk Miegels zu schätzen verstünden. Es war höchste Zeit, die Dichterin aus der Vergessenheit zurück zu rufen. So gelang es Marianne Kopp, das Buch zum 125. Geburtstag der Dichterin herauszugeben und erneute Anerkennung ihres Schaffens zu ermöglichen.

Zu bewundern ist es, wie viele verschiedene Motive Agnes Miegel in ihre Prosa und Lyrik einbindet. Die ganze Sammlung passt gar nicht zu der populärsten Beschreibung ihrer Werke – sie ist keine Heimatdichterin – nicht nur! Ihre poetische Begabung und ihr Wissen lassen sich nicht so einfach abklassifizieren. Ihr Werk – was Marianne Kopp bestätigt – „lädt immer wieder zu einer neuerlichen Betrachtung ein“.

Ich habe das Buch „Agnes Miegel – Leben und Werk“ gelesen, und denke, es wird vielen Leserinnen und Lesern ähnlich gehen wie mir: Ich bemerkte, dass das Buch nach gründlichen wissenschaftlichen Recherchen geschrieben worden ist, bemerkte auch, wie viel von der Leidenschaft und dem persönlichen Engagement der Autorin darin steckt. Marianne Kopp hat mich – lasst uns eine Redewendung Agnes Miegels paraphrasieren – so mütterlich durch Agnes Miegels Welt geführt...

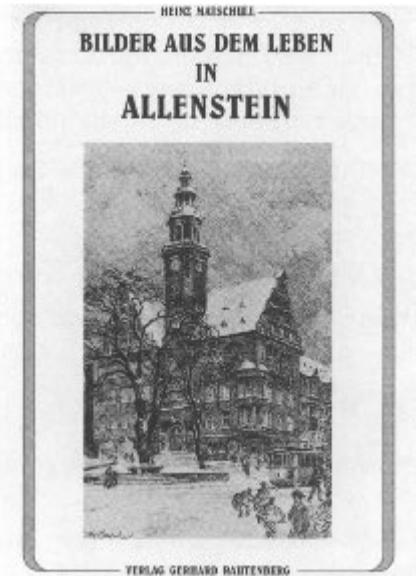
Arkadiusz Luba

Archivmaterial aus Nachlässen

Bitte, werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen zeitgeschichtliche Dokumente aus der ostpreußischen Heimat wie Urkunden, Karten, Bilder und Bücher nicht in den Müll. Stellen Sie diese Unterlagen der Stadtgemeinschaft zur Verfügung!



Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die Fotos werden ausführlich erläutert und durch eine Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel und einen Stadtplan ergänzt. Die 1999 erschienene Neuauflage enthält außerdem eine gezeichnete historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte.



Was die Bürger in der Zeit von der Jahrhundertwende bis 1945 getan und erlebt haben. Behandelt werden Stadt und Staat, die Volksabstimmung von 1920, kirchliches und kulturelles Leben, Wirtschaft, Garnison, Schulen, Sport etc. Der Text wird durch zahlreiche Bilder veranschaulicht.

Beide Bildbände ergänzen einander und vermitteln einen lebendigen Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen dazu beitragen, die Erinnerung an unsere Heimatstadt zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön das alte Allenstein war. Sie sind nur noch über unsere Geschäftsstelle zu erhalten.

Achtung Koppernikus – Schüler!

Im diesem Jahr feiert die Koppernikus-Schule ihren 110. Geburtstag. Die Stadtgemeinschaft beabsichtigt, zu diesem Anlass die Geschichte der Schule herauszugeben. Sie wurde von Dr. Ernst Vogelsang verfasst und stellt ein einmaliges Zeitdokument dar. Umfang etwa 130 Seiten, Preis 17 Euro. Interessenten werden gebeten, möglichst bald ihre Bestellung an unsere Geschäftsstelle zu senden.

Angebote unserer Stadtgemeinschaft

Geschichte der Stadt Allenstein von 1348 – 1943 von Anton Funk	64,00 Euro
Patenschaftschronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,50 Euro
Telefonbuch von Allenstein 1942	1,50 Euro
Südostpreußen und das Ruhrgebiet (broschiert)	1,50 Euro
Berichte über die Luisenschule	1,00 Euro
Stadtplan von Allenstein in schwarz – weiß	1,00 Euro
Aufkleber, Motiv Allenstein (siehe AHB 223)	1,00 Euro
Das Gesamtwerk von Hedwig Bienkowski-Anderson	5,00 Euro
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Anderson	2,00 Euro
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Anderson	2,00 Euro
Lobet den Herrn / Gesang- und Gebetsbuch für das Ermland	1,50 Euro
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	9,50 Euro
Bilder aus dem Leben in Allenstein von Heinz Matschull	9,50 Euro
Alensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	12,00 Euro
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	10,00 Euro
Kleiner Stadtführer Allenstein	3,00 Euro

Im Vierfarbendruck

Stadtplan von 1940	4,00 Euro
Stadtkarte „Alenstein“, gez. von H. Negenborn	4,00 Euro
Kreiskarte „Alenstein Stadt und Land“, gez. von H. Negenborn	5,00 Euro
Faltkarte „Ostpreußen und Danzig“, mit 85 Wappen	7,50 Euro
Vier Aquarelle Alensteiner Motive, Reproduktionen DIN A3, p. St.	1,50 Euro
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 7. Auflage	12,50 Euro
Straßenkarte Südliches Ostpreußen mit Stadtplan von Alenstein, zweisprachig mit Lupe, Maßstab 1:200.000	9,50 Euro

Hinzu kommen die üblichen Kosten für Porto und Verpackung.
Bestellungen richten Sie bitte an unsere Geschäftsstelle:

Stadtgemeinschaft Alenstein
Vattmannstr. 11
45879 Gelsenkirchen

++ mehr aktualität +++ mehr information +++ mehr meinung
ktualitat +++ mehr information +++ mehr meinung +++

Preussische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreussenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

3 Wochen testen!

Kostenlos und unverbindlich.

*Fordern Sie noch heute Ihre
Leseprobe bei uns an.*

Telefon 040/41 40 08 42

Fax 040/41 40 08 51

www.ostpreussenblatt.de

oder Postkarte an:

Vertrieb Preussische Allgemeine Zeitung

Parkallee 84/86 · 20144 Hamburg



+++ da steckt mehr drin... +++ da steckt mehr drin... +++ da steckt me

Impressum

Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., www.StadtAllenstein.de

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. (02225) 700 418

Redaktion

Kurt Dzikus, Steinkuhle 15, 45897 Gelsenkirchen, Tel. (0209) 597 723

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41335 Nettetal 1, Tel. (02153) 5135

Hanna Bleck, Ludinghauser Straße 69, 48249 Dülmen, Tel. (02594) 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. (02156) 8519

Geschäftsstelle

Vattmannstrae 11, 45879 Gelsenkirchen Telefon (0209) 29 131, Fax (0209) 40 84 891

Email: StadtAllenstein@t-online.de

Die Geschäftsstelle ist am Dienstag (Gretel Bohle, Bob Zins) und am Freitag (Bob Zins)

von 10.00 bis 13.00 Uhr mit Ausnahme der Sommer- und Weihnachtsferien geöffnet.

Heimtmuseum „Der Treudank“

Besuch während der Öffnungszeiten der Geschäftsstelle oder nach Vereinbarung.

Spenden für den AHB

Konto Nr. 501 025 900, Volksbank Gelsenkirchen, BLZ 422 600 01

Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

Auflage

4000 Exemplare

Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim



